

Memorandum meines Lebens.

Achtundzwanzigstes Buch.

Von Ende Oktober 1821 bis Anfang September 1822, von meiner Rückkehr von Göttingen bis zu meiner Abreise nach Wien. Aufenthalt in Erlangen. Rheinreise.

„'tis a consumation
Devoutly to be wish'd. —“

Shakespeare¹⁾).

¹⁾ Hamlet, III, 1.

29. Oktober 1821. Erlangen.

Sogleich einen Tag nach meiner Ankunft sprach ich mit Engelhardt über meinen litterarischen Plan, den „Spiegel des Hafis“ herauszugeben. Er billigte ihn und ich habe heute bereits eine Abschrift der Gedichte genommen und sie in ein Heft in quarto zusammenbinden lassen. Es sind vierundzwanzig Ghafelen, ein paar kleinere Gedichte und eine Zueignung an Bülow¹⁾. An diesen Gedichten hängt mein Herz; ihre Herausgabe ist die einzige angenehme Zerstreuung, die mir bei meinem jetzigen Zustande übrig bleibt. Ich glühe vor Verlangen, meine Verehrung und Liebe zu Bülow öffentlich an den Tag zu legen.

Die Stimmung, in der ich mich hier, besonders die erste Zeit hindurch finden würde, war vorauszusehen. Mehr als sonst fällt mir an den langen Abenden der Gedanke meiner Abgeschiedenheit aufs Herz und des Unschätzbaren, was ich verloren habe.

Und nicht gedenkt jener großen Entbehrung, war auch meine Ankunft hier mit anderen vereitelten Hoffnungen bezeichnet. Die Persischen Bücher aus London, die ich nach so langem Harren nun endlich gewiß angekommen glaubte, fand ich nicht vor. Ein Brief von Bruchmann enthielt manches Unangenehme²⁾. Unter anderen, daß die Abschrift des Armeniers in Wien von den „Abenteuern Isfendiars“, nach des Herrn von Wolfs Zeugnis äußerst fehlerhaft geraten sei, und mir kaum geschickt werden könne. Herr von Wolf [183] machte sich selbst anheischig, mir das Manuscript abzuschreiben, ja noch mehr, er versprach, mir ebenfalls unentgeltlich einen Diwan Dschelaleddins zu kopieren, und hatte deshalb schon bei der Akademie angesucht, als er plötzlich den Auftrag erhielt, nach Konstantinopel an seinen Posten abzureisen. Bruchmann hat ihm mehrere Exemplare meiner Ghafelen an Freunde in Konstantinopel mitgegeben.

¹⁾ Vgl. S. 477, Anmerkung 2.

²⁾ Brief nicht erhalten.

Bei Schelling war ich wenige Stunden nach meiner Ankunft, und überbrachte seiner Frau ein Exemplar meiner „Lyrischen Blätter“. Er erkundigte sich viel nach Jena und wie ich Goethen gefunden. Als ich ihm sagte, daß ich in Göttingen das Sanskrit ein bißchen angefangen habe, gab er mir die Chrestomathie von Othmar Frank¹⁾, von der er zwei Exemplare besitzt.

Auch an Fugger schrieb ich bereits über meine jetzige Lage, und legte ihm die „Lyrischen Blätter“ bei²⁾.

31. Oktober 1821.

Wir haben herrliche Tage, der Himmel ist ganz rein und durchsichtig; gleichwohl scheue ich mich, viel ins Freie zu gehen. Aus jedem Winkel tritt mir eine Erinnerung entgegen, und der Herbst, der mit jedem Tage verliert, läßt mich meinen Verlust um so wahrhaftiger empfinden. Wenn ich hinaustrete, so weiß ich nicht, nach welcher Seite ich mich richten soll, da ich nirgends etwas Erfreuliches erwarten kann, und wenn ich zur Stadt zurückkomme, ist's dasselbe. Meine Bücher sind mir toter als jemals, und das Studium ist überhaupt ein saurer Beihelf, wenn es nur dazu dienen soll, die Seele vom Nachdenken über ihren Zustand abzuführen.

Ein Gedicht, das meiner jetzigen Stimmung besonders zusagt, ist die natürliche Tochter. Aus welcher Tiefe herauf ist hier das ganze Bild menschlichen Jammers und irdischer Entbehrungen geschöpft, und durch welchen Zauber scheint alles wieder ausgeglichen. So menschlich sind hier die Menschen gezeichnet, daß wir selbst das Verworfene noch als unseresgleichen erkennen müssen, und die Klarheit bewundern, mit der sich auch zweideutige Charaktere dem Drang der Umstände unterwerfen. Auch das Geheimnisvollste entwickelt sich leicht in den klarsten und edelsten Worten, und was in der gewöhnlichen Menschenbrust als kaum geahnte Nuance des Gefühls erscheint, wird hier festgehalten und ausgesprochen.

3. November 1821.

Ich war gestern abend bei Schellings, wo ich auch Professor Pfaff wieder sah, der mich versicherte, sich diese Tage mit mir, er meinte die Lyrischen Blätter, beschäftigt zu haben. Frau v. Schelling rühmte besonders die zweite Sammlung der Ghafelen, und sagte, daß ihr Mann ihr das Buch häufig wegnähme, um drin zu lesen. Meine übrigen Exemplare habe ich nun auch größtenteils verteilt oder verschickt, an den König und die

¹⁾ Chrestomathia Sanscrita. 2 voll. Monach. 1820/21.

²⁾ Minckwitz a. a. D. I, S. 137 ff.

Königin, an Bruchmann, Gruber, Fugger, Rückert, dessen „Dessliche Rosen“ ich gestern vom Buchhändler erhalten habe. Ich las diese Tage das griechische Liebesepos von Musaios, „Hero und Leander“, von Passow mit einer Uebersetzung herausgegeben; doch machte es keinen so vorteilhaften Eindruck auf mich, als auf diesen letzteren. Die homerische Löwenhaut, in welche das Gedicht gewickelt ist, will nicht ganz dazu passen. Einzelne glückliche Verse sind vielleicht noch das Schönste dran, zum Beispiel:

„Ἀμφοτέρων πολλὸν περικαλέες ἀστέρες ἄμφω“¹⁾.

8. November 1821.

Ich blätterte heute viele meiner alten Papiere durch, und fand manches Begonnene und wieder beiseite gelegte, und mancherlei poetische Plane für die Zukunft. Ich will hier das Bedeutendste davon, bloß unter beliebigen Titeln aufzeichnen, um es festzuhalten und mir wieder näher zu bringen.

Episches.

„Die Harfe Mahomets“²⁾.

„Odoaker“³⁾.

„Die drei Brunnen“.

„Die großen Kaiser“⁴⁾.

Dramatisches.

„Mathilde von Valois“⁵⁾.

„Der Graf von Savoyen“⁶⁾.

„Athamas“⁷⁾.

„Sanval oder das Totenschiff“⁸⁾.

„Die Mohren in Spanien“⁹⁾.

Ich glaube, daß alles im späteren Alter Ausgeführte schon in der Jugend als Anlage müsse vorhanden gewesen sein. So ist es mir wenigstens mit meinen besseren Sachen ergangen, auch mit „Marats Tod“, den ich nun endlich ins Reine geschrieben und Engelhardt vorlegte,

¹⁾ l. c. V. 22.

²⁾ Siehe Band I, S. 277 (aus dem Jahre 1815).

³⁾ Band II, S. 25 (1818).

⁴⁾ Vgl. über beide Gedichte S. 435.

⁵⁾ Siehe S. 274.

⁶⁾ Ursprünglich als Heldengedicht gedacht; vgl. Band I, S. 41.

⁷⁾ Anderer Titel für die Tochter Radmus'; vgl. Band I, S. 420 ff.

⁸⁾ Siehe S. 435.

⁹⁾ Vgl. S. 364.

der dieser Skizze seinen ganzen Beifall gab. Die That der Charlotte Corday beschäftigte schon als Kind meine Phantasie und sie ward auch damals schon in der Manier jenes Alters, dramatisch ausgeführt, wovon ich aber nichts mehr übrig habe.

„Marats Tod“ soll mit mehreren anderen Arbeiten hier bei Heyder, unter dem Titel „Bermischte Schriften“ gedruckt werden. Anfangs wollte ich nur den „Spiegel des Hafis“ herausgeben; ich schickte ihn unter so vorteilhaften Bedingungen an Schrag in Nürnberg, daß ich nicht nur kein Honorar verlangte, sondern ihm auch den allenfallsigen Schaden zu ersetzen versprach. Doch schickte er mir das Manuscript wieder zurück. Ich ließ nun durch Schelling Heydern sondieren, der es unter solchen Bedingungen sogleich zu drucken übernahm. Nun aber überlegte ich, daß ein kleines Büchlein doch immer schwer abzusetzen sei, da die meisten es im Buchladen durchlesen, und daß Heyder für die Verbreitung einer Broschüre noch viel weniger sorgen könne als für ein größeres Werk. Ich beschloß also mehreres andere noch dazuzugeben, bedung mir bei Heyder die Hälfte des Gewinns und versprach, den allenfallsigen Schaden zu tragen. So soll es nun mit Gottes Hilfe gedruckt werden.

9. November 1821.

Schon in Göttingen, als ich den Drake las, nahm ich mir fest vor, bei meiner Zurückkunft ein gründliches und vollständiges Studium Shakespeares zu beginnen. So hab' ich denn nun heute mit einer chronologischen Lektüre seiner Werke bei „Venus and Adonis“ den Anfang gemacht, und werde noch davon Rechenschaft geben, da ich über jedes Gedicht meine Gedanken niederlegen will. Von daher kommt mir nun viel Genuß; aber sonst darf ich keinen Augenblick an meine Einsamkeit und an das ehemalige schöne gesellige Verhältnis denken, ohne daß mich ein Gefühl überfällt, das, linderungslos, wie es ist, alle Saiten der Melancholie anschlägt.

12. November 1821.

1) بَاسْمِ خُدا وَبِوَلَوِ

„Venus and Adonis“. Die Geschichte einer kurzen unglücklichen Liebe wählte Shakespeare zum Gegenstand des ersten Gedichts, das er bekannt machte, einer Liebe, die das schönste Weib für den schönsten Jüngling empfand.

1) „Im Namen Gottes und Bülows!“

Adonis erwidert die Neigung der Göttin nicht, und kaum hat sie ihn der ihrigen versichert, so beweint sie auch schon den gewaltsamen Tod des Geliebten. Schon in der ersten Strophe zeigt der Dichter, der seiner Sache gewiß ist, das ganze Verhältniß, und was folgt, enthält nur die Entwicklung dieser Andeutung, die mit epischer Bestimmtheit und Ausführlichkeit dargestellt wird. Bei jedem anderen als Shakespeare würde eine solche Ausführlichkeit sich jener epischen langen Weile nähern, von welcher selbst Homer nicht völlig freizusprechen sein dürfte. Aber der Reichtum des Dichters in den Einzelheiten, erhält in beständiger Spannung, ja, wenn er uns nichts hinterlassen hätte, als diese Jugendarbeit, so würde man ihm doch, was die Fülle betrifft, vor allen Dichtern der alten und neuen Zeit den Preis zuerkennen müssen. Eine Flut von Gedanken, Bildern, Anspielungen drängen sich, wie Welle an Welle, endlos aneinander. Ganz eigentümlich ist dem Shakespeare, daß er häufig seine Gleichnisse aus den entferntesten Regionen entlehnen darf, ohne der Harmonie des Ganzen zu schaden, und daß es keine Erscheinung in der Natur oder im Leben giebt, die seinem poetischen Talismane nicht gehorchen müßte. Wir erinnern hier, unter vielen, nur an die Stelle, wo die Augen der Venus mit Schleusen¹⁾ verglichen werden. Diese echt orientalische Behandlungsweise nähert sich dem Bildercyklus des Orients zuweilen so sehr, daß sie ganz mit ihm zusammenfällt, wie zum Beispiel in der Stelle, wo von den Grübchen in Adonis Wangen²⁾ die Rede ist. Man könnte sie als Uebersetzung aus dem Saadi oder Hafis in Anspruch nehmen.

Merkwürdig ist noch unter anderen die ausführliche Schilderung des Pferdes³⁾, da sie an die bekannte, aber wenig bestätigte Anekdote erinnert, nach welcher Shakespeare während seines ersten Aufenthalts in London, den Fremden vor der Thüre des Schauspielhauses die Pferde hielt, wobei er allerdings eine ziemlich genaue Kenntnis dieser Tiere und ihrer Eigenschaften erlangen mußte.

Mehrere Stellen des Gedichts erinnern beinahe wörtlich an einige der Sonette. Die Dedikation beweist, daß Shakespeare damals den Grafen Southampton bereits kannte und verehrte, und die Liebe, mit welcher der Dichter bei der Schönheit des Adonis verweilt, läßt vermuten, daß er den später mit so viel Innigkeit besungenen Geliebten, schon hier unter einem fremden Bilde bewunderte.

¹⁾ l. c. V. 160.

²⁾ l. c. V. 41, wo vielmehr von den Grübchen der Venus die Rede ist.

³⁾ l. c. V. 44 ff.

15. November 1821.

Meine Melancholie nimmt eher zu als ab. Ich sehne mich nach Erholung, die ich nur finden könnte am Busen eines Freundes wie Bülow. Selbst das Studium weist wieder auf das Leben zurück, und die Poesie hat keine Existenz ohne Liebe. Fugger jedoch hat mir einen Brief voll wahrer inniger Teilnahme geschrieben¹⁾. Ich hoffe, daß er bald hierher kommen wird, Goluchowsky, der mit uns bis Bayreuth reiste, ist wieder hier. Sein Schicksal, in Hinsicht einer Professur in Wilna, hat sich noch nicht entschieden, da diese noch der Bestätigung, von Rußland aus, bedarf. Auch ist ein junger Theologe aus Württemberg hier, Namens Bardili²⁾; ich sah ihn zuerst bei Gelegenheit eines Dinners bei Schelling, mit dem er verwandt ist; so auch mit Pfaff, bei dem ich ihn denselben Abend antraf. Ich versprach ihm die Shakespearschen Sonette von Lachmann zu leihen, die er zu lesen wünschte, und er war gestern bei mir und brachte mir auch eine geschriebene Sammlung seiner eigenen Gedichte, die er will drucken lassen. Ich sollte sie ihm beurteilen.

Meine Studien scheinen sich zu fördern. Ich habe aus der sonstigen Altdorfer, nun hier aufgestellten Bibliothek den „Gulistan“ mit des Gentius Uebersetzung erhalten, und Schelling versprach mir gestern, den Diwan des Hafis aus den Manuscripten der Münchener Bibliothek kommen zu lassen.

20. November 1821.

Ein Brief von Rückert, den ich gestern erhielt, hat mir viele Achtung für ihn eingeflößt, der Aufrichtigkeit wegen, mit welcher er sich über meine Lyrischen Blätter äußert, wofür er mir dankt. Am wenigsten haben ihn die Romanzen angemutet, bei denen er Trivialitäten gefunden haben will. Sehr günstig äußert er sich über die Lieder und Chaselen im Durchschnitte, nur meinte er, daß der Strophenbau bei den ersten zuweilen mißlungen, bei den letzten einzelnes Abgeschmackte vorkomme. Indem ich ihn bei dem Sonett unter meine Muster zählte³⁾, hätte ich ihm eine ungebührnde Ehre angethan. Seine geharnischten seien mehr hoch als tief, wie Graf Löben schon bemerkt habe [184]. Mein Charakter hingegen sei mehr das Tiefe und Sinnende. Mit den Westlichen Rosen sei er selbst auf keine Weise mehr zufrieden, und überhaupt mit seiner Poesie zerfallen.

¹⁾ Vgl. Minckwitz a. a. O. S. 141 ff.

²⁾ Wohl ein Sohn Christoph Gottfr. Bardilis, des Betters und Vorläufers Schellings in der Identitätsphilosophie.

³⁾ Im Sonett 2. („Lyrische Blätter“ S. 3.)

Ich antwortete ihm ebenso aufrichtig, und mußte gestehen, daß seine Dostlichen Rosen meine Erwartung getäuscht hätten, und daß ich sowohl Bilderreichtum als Gedankenfülle darin vermisste. Er selbst spricht von ihrer Untiefe.

Da er, wie er sich ausdrückt, meine edle und kühne Aufführung des schönen Freundes für etwas Rechtes anerkennt, wogegen weder sein eigener noch der Goethe'sche Schenke aufkommen könnten, so nahm ich Gelegenheit, vom Spiegel des Hafis zu reden, und erwähnte, daß die Gedichte, die er enthält, alle an den Freund gerichtet seien. Ich erklärte mich über diese Idee ungefähr folgendermaßen: Die Liebe zu einem Weibe, wenn sie glücklich ist und der Vereinigung nichts im Wege steht, ist gleichwohl einem Stufenwechsel der Jahreszeiten unterworfen, hat ihren Sommer und Winter.

Die Liebe zu einem schönen Freunde, nie gestört durch Begierde, nie gestört durch Befriedigung, erscheint mehr als ein beständiger Frühling. Es ist eine Begeisterung für die schöne Form, und nur durch diese letztere kann die Freundschaft einen reichen poetischen Gehalt gewinnen. Indem nun der Dichter, fügte ich hinzu, diese Verehrung der Gestalt bis zur Vergötterung anwachsen läßt, setzt er sich scheinbar über das sonst als göttlich Erachtete hinaus, und indem er sich auf das demütigste beugt vor dem Gegenstande seiner Neigung, sieht er stolz und verwegen über die Häupter der Menschen und ihre Sagenen weg.

Auf diese Weise mußten allerdings Gedichte im hafis'schen Geiste entstehen. Schließlich bemerkte ich noch, daß diese aber keineswegs Schatten seien, die der Wahn erzeugte, wie Goethes Tasso sagt ¹⁾, sondern vielmehr hervorgegangen aus dem innersten Gefühle des Dichters für eine liebenswürdige Persönlichkeit.

Rückert schreibt mir auch von hundert neuen Ghafelen, die mir einst Achtung einflößen sollten, ich empfahl ihm dabei eine strenge Auswahl. Er meint, daß ich einen sehr großen Schritt von meinen ersten zu meinen zweiten Ghafelen gethan hätte.

Ich habe heute den alten Herrn v. Rotenhan, Rückerts Nachbar und Vater meines Freundes kennen gelernt. Er saß bei Tische neben mir, und lud mich ein, ihn einmal auf seinem Gute zu besuchen.

¹⁾ Art II, Sc. 1.

26. November 1821.

Vorgestern abend kam Fugger hier an, für mich allerdings ein großer Trost. Freilich rief mir seine Gegenwart Bülow's Andenken lebhaft genug zurück, und nach dieser Seite hin sehe ich keiner Aufheiterung entgegen. Doch meine bisherige Einsamkeit ist erleichtert. Wir fanden sogleich den folgenden Morgen eine hübsche Wohnung in meiner Nähe, die ihm angemessen war. Heute machten wir mit Schelling, den ich immer mehr schätzen lerne, einen Spaziergang nach dem Wels und Bubenreuth. Abends lesen wir Tasso's „Jerusalemme“ zusammen. Ich habe sie seit Anno 1815 in Frankreich nicht mehr durchgelesen¹⁾.

29. November 1821.

Die Tage verstreichen mir angenehm. Shakespeare zwar und selbst das Persische ist etwas beiseite gesetzt, weil ich mich nun mit Macht aufs Arabische zu werfen gedenke. In diesem Augenblicke gehe ich die zweite Auflage von Rosenmüllers „Institutionen“²⁾ durch, zugleich mit Hülfe Sacys. Dies füllt gewöhnlich meinen Vormittag aus. Vor Tische gehe ich meist noch zu Fugger, wo wir denn entweder im Tasso lesen, oder Fugger Musik macht. Er hat mehrere meiner Lieder komponiert, die er mir spielte und sang, und die mir sehr gelungen scheinen. Auch Selling und Pfeiffer lobten sie sehr. Besonders gefiel mir das Lied: Was uns Trost und Rat kann geben, und die Ghasele: Ihr betrübt mich, jene haßt mich, o wie sehr!

Nach Tische wird gemeiniglich ein Spaziergang vorgenommen; bisher war auch Selling dabei. Einen Teil des Abends bringe ich dann zu Hause zu, dann gehe ich zu Fugger, wo wir im Tasso lesen. Nach dem Abendessen, das wir im „Walsch“ zu uns nehmen, wird öfters noch musiziert. Ich habe auch ein bißchen auf dem Klavier klimpeln gelernt, was freilich Fuggern keinen Spaß macht.

28. Dezember 1821. Ansbach.

Seit Elften dies bin ich hier in meiner Vaterstadt, und da ich mich im elterlichen Hause behaglich, doch ohne äußerliche Aufregung befinde, so schwieg ich bisher. Fugger begleitete mich bis Nürnberg.

Außer orientalischen Studien bestanden meine bisherigen Lektüren in Goethes zweitem Bande der Italienischen Reise, in Calderons „Para

¹⁾ Vgl. Band I, 322 ff.

²⁾ Institutiones ad fundamenta linguae Arabicae. Lips. 1818.

vencer a Amor, querer vencerle“, in Shakespeares Tarquin and Lucrece, im ersten Bande von Jean Pauls „Kometen“¹⁾, und in den ersten zwölf Kapiteln von Dohms Denkwürdigkeiten²⁾, die mir großen Genuß gewähren. In der That, auch noch in diesen letzten Aeußerungen unter Joseph und Friedrich scheint mir das Deutsche Reich ehrwürdig, und die mannigfach verwickelten Bedingungen, unter denen es bestand, überaus anziehend. Der fromme und doch wirksame Charakter der Kaiserin Maria Theresia erscheint besonders in einer reinen Grazie gegen den besleckten Katharinen II. gehalten. Ich erinnere mich mit Vergnügen des Augenblicks, als ich in Wien ein wohlgetroffenes Bild der schönen deutschen Kaiserin im Palast ihres Schwiegerohnes, des Fürsten von Sachsen-Teschen betrachten konnte.

Ich muß manchmal bedauern, daß ich durch gänzliche Vernachlässigung juridischer Studien mich einer diplomatischen Laufbahn, die so vieles darbietet, unfähig machte. Auf der anderen Seite beruhigt mich aber der Gedanke, daß nach Untergang des Reichs und in kleinen zerstückelten Verhältnissen, das Leben eines Staatsmannes durch keinen wahrhaft großen Gegenstand mehr begeistert werden kann. Gesetzliche und politische, und vollends finanzielle Verhältnisse, ohne ein Unendliches, dem sie untergeordnet, können höchstens ermüden. Anders als der Staat noch vielseitig, reichhaltig, ein Bild der Natur war.

1. Januar 1822. Ansbach.

Durch Bülows Bekanntschaft und den Beginn meiner leidigen Schriftstellerei ist mir das verflossene Jahr besonders merkwürdig. Mit letzterer habe ich in der That nicht Ursache, zufrieden zu sein, nicht bloß ihrer selbst willen, sondern auch der vielen Widersprüche wegen, die ich schon in dieser kurzen Zeit deshalb erdulden mußte. Doch hat mir Gruber geschrieben, der es von Major Knebel wissen will, daß Goethe meine Lyrischen Blätter mit Beifall aufgenommen³⁾.

Diese Tage hat mich Jean Paul beschäftigt, ich las den zweiten Band des „Kometen“, der gegen das Ende zu sehr lebendig wird, und die zwei Bücher seiner „Palingenesien“⁴⁾, wovon mir jedoch die Vorreden am besten gefielen.

¹⁾ Berlin 1820—22.

²⁾ Denkwürdigkeiten meiner Zeit. 5 Bände. Lemgo und Hannover 1814—19.

³⁾ Brief vom 4. Dezember 1821. Mff. Mon. Nr. 67 c.

⁴⁾ 2 Bände. Leipzig und Gera 1798. Auch unter dem Titel: Jean Pauls „Fata und Werke vor und in Nürnberg“.

Bei meiner Bibellektüre, die ich immer des Nachts im Bette halte, fiel mir abermals die Geschichte Davids und Jonathans auf, welche als Drama zu bearbeiten, mir schon in früheren Jahren vorschwebte.

Auch erneute sich mir heute der Plan meines Dramas: „Der Graf von Savoyen“, über den ich wieder nachdachte und ihm einen anderen Ausgang zubachte. Diese Stücke, wenn würdig ausgeführt, wären eine würdige Aufgabe für dies angehende Jahr. Den „Grafen von Savoyen“, der in Prosa geschrieben werden soll, könnte ich zu jeder Stunde beginnen; an dem anderen jedoch hindert mich ein Gelübde, und ich bin auch gerne verhindert. Durch ein Wiedersehen Bülows, das mich davon befreit, kann ich auch für einen solchen Stoff wahrhaft Leben und Liebe schöpfen.

6. Januar 1822. Erlangen.

Meine vorgestrige Ankunft war von günstigeren Umständen begleitet, als ich erwartete. Ich fand einen Brief von Gruber, worin er mir mittheilt, daß Goethe in seinem neuesten Heft von „Kunst und Altertum“, das noch nicht erschienen, das Gruber aber bei Besselhöft in der Buchdruckerei gesehen, sich sehr günstig über meine Ghafelen äußert ¹⁾. Zugleich erhielt ich den ersten Korrekturbogen meines neuen Werks. Ich ging ihn mit Fugger durch, den ich sogleich sah, da wir uns vieles zu sagen hatten. Den Korrekturbogen und Grubers Brief brachte ich auch denselben Abend zu Engelhardt, der sich Goethes Urteil abschrieb.

Von Fugger erfuhr ich auch noch von einer abgeschmackten Rezension in der „Jenaer Litteraturzeitung“, wo statt Ghafelen „Gheselm“ steht ²⁾, und auch, daß der Verfasser jenes satirischen Briefes, der leider so platt war, und den ich vorigen Sommer erhielt, Benjen sei ³⁾.

Diese Tage kommen mir auch dänische Bücher zu, die mir Hiort in Kopenhagen bestellte. Es sind fünf Werke von Dehleschläger. Durch Bruchmann erhielt ich schon in Ansbach das versprochene Manuscript des „Gülistan“ und eine äußerst schlechte Abschrift der „Abenteuer Isfendiars“ für teures Geld. Das Iskander-Naméh Nisamis, in Kalkutta gedruckt, erhielt ich schon früher von London. Doch sehne ich mich mehr als je nach Firdusein, und mir eine vollständige Abschrift dieses voluminösen Gedichts, durch eigenen Fleiß zu verschaffen, gehört zu meinen liebsten Wünschen.

¹⁾ Brief vom 27. Dezember 1821; vgl. „Kunst und Altertum“ III, 3, S. 175 ff.

²⁾ Jahrgang 1821, Nr. 232, S. 11.

³⁾ Vgl. S. 388, Anmerkung ²⁾.

15. Januar 1822.

Um einige Gedichte in den „Fundgruben“ und anderwärts zu lesen, beschäftigte ich mich einige Tage mit dem Türkischen, ging ein paar Sprachlehren durch, deren ich habhaft werden konnte, und fing an, mir aus Meninsky und Clodius¹⁾ ein kleines Lexikon zusammenzutragen. Doch werden diese Studien wahrscheinlich ruhen, bis ich mir Meninskys „Türkische Grammatik“²⁾ verschaffen kann.

Indes lese ich Saadis „Gulistan“ in Begleitung von Gentius und Olearius³⁾. Mit Fugger, nachdem wir unsere „Jerusalemme“ zu Ende gelesen, fing ich nun die berühmten Reisen des Pietro della Valle an, die Goethe die Grundlage seines orientalischen Studiums nennt. Es war eine französische Uebersetzung davon in acht Bänden auf der Bibliothek vorhanden⁴⁾. Gestern las ich den ersten bei Brockhaus nun herausgekommenen Band der Memoiren Casanovas⁵⁾, eines Musterbildes aller Abenteuer, dem man übrigens auch die schlechtesten Streiche, insofern sie mit Unbefangenheit und ohne Reflexion begangen werden, nicht hoch anrechnen darf.

So verstreicht denn mit mancherlei Arbeiten, ohne eigene Produktion, und ohne Thätigkeit nach außen der Winter.

22. Januar 1822.

Am verwichenen Sechzehnten war ich unter anderen mit Fugger bei Schellings zu Tische gebeten. Als wir davon aufgestanden waren, kam ein Paket von München, und Schelling gab mir daraus den „Divan des Hafis“, den er für mich an der Bibliothek verlangte, und der ihm vom Ministerium, da man bei Manuskripten viele Schwierigkeiten macht, bewilligt wurde. Die Handschrift ist, wiewohl in kleinem Talik geschrieben, doch die leserlichste persische, die ich bisher gesehen habe. Das Geschäft, sie abzuschreiben, verschlingt nun meine übrigen. Ich habe gegenwärtig bereits den Buchstaben *Te* angefangen, bin aber insoweit gehemmt, als ich erst die Hammerische Uebersetzung⁶⁾ erwarten will, die mir das Lesen des Manuskripts und dessen Verständnis sehr erleichtern

¹⁾ Lexicon Turcico-germanicum. 2 voll. Lipsiae 1730.

²⁾ Institutiones linguae Turcicae. Vindob. 1756. 1. T. 462 Anm. 3)

³⁾ Rosarium politicum . . . in latinum versum a Ge. Gentio. Amsterdam 1651. Persiantisches Rosenthal. Uebersetzt durch Ad. Olearius. Schleswig 1654 u. öfter.

⁴⁾ Paris 1745.

⁵⁾ Leipzig 1822—28 in 12 Bänden.

⁶⁾ 2 Bände. Stuttgart und Tübingen 1812—13.

kann. Ich denke meine Abschrift in drei Bänden zu vollenden. Künftig, wenn ich Gelegenheit finde, kann noch ein Supplementband hinzugefügt werden, denn so vollzählig als die Hammersche Bearbeitung zum Beispiel, ist das Münchener Manuskript nicht.

5. Februar 1822.

Diesen Abend vollendete ich das erste Bändchen meiner Abschrift des Hafs, das jedoch nur die ersten sieben Buchstaben, nämlich sieben- undneunzig Ghafelen enthält; ich wollte den Buchstaben Dal nicht trennen und werde daher mehr Bände als drei bekommen, der erste ist jedoch der dünnste. Auch ist es besser, sich die Arbeit so viel als möglich zu zerstückeln, die Mühe wird scheinbar vermindert und der Genuß vermehrt. Ich habe das Manuskript sogleich zum Buchbinder getragen.

Diesen Abend kam auch Fuggers Bruder hier an, der ein paar Wochen bei uns verweilen wird. Fugger selbst steht mir bei der Abschrift meines Codicis insoweit bei, als er mir die Bögen, nach orientalischer Weise, mit einem roten Ranft umzieht.

Den siebenundzwanzigsten vorigen Monats war Schellings Geburtstag¹⁾. Wir gratulierten ihm des morgens. Abends gab Schubert ein kleines Fest, wobei mehrere Professoren waren. Böttiger, unser neuer Historiker, ist ein fader Schwäger. Wiewohl demnach die Gesellschaft nicht ganz harmonisch war, und die Weiber an einem besonderen Tische saßen, so brachte der Punsch doch zuletzt ein wenig Leben hinein.

Den Tag vorher hingegen gab Goluchowsky ein Diner im „Wal-fisch“, wobei man weit ungezwungener war. Außer Schellings, Schuberts und Pfaffs befand sich nur noch der Professor Fleischmann dabei, Arzt der Frau v. Schelling, in dessen Garten man sich im Sommer so häufig versammelt. Pfaff war voll der herrlichsten Einfälle, so brachte er auch einmal den Toast aus:

„Cras ingens iterabimus aequor!“²⁾

Schelling selbst habe ich nie so heiter gesehen. Er stimmte sogar ein Lied an: „Allons, enfants de la patrie!“³⁾ was ihm in seinen Jünglingsjahren viel Vergnügen gemacht hatte.

Vorigen Sonntag, den Dritten, machte ich den ersten Besuch bei meinem Nachbar, dem Prof. Kastner, den ich auch bei Schubert getroffen,

¹⁾ geb. 1775.

²⁾ Horat. Od. Lib. I, 7, 32.

³⁾ Die „Marseillaise“.

und der sich mir freundlich gezeigt hatte. Ich hielt mich jedoch nicht lange auf und bin über sein Persönliches noch nicht klug geworden. So oft ich jedoch in seinen Vorlesungen hospitierte, interessierte er mich sehr. Ich traf einen Studenten bei ihm, auf den er, seines Eifers für die Naturstudien wegen, viel hält, und der ein sehr schöner Junge ist. Er entfernte sich jedoch sogleich, als ich kam, was mich verdrießlich machte.

Wegen der Eröffnung der Landstände ist allenthalben das politische Gespräch so sehr an der Tagesordnung, daß es mir äußerst lästig wurde. Ich suchte mich daher dagegen zu entladen, und dies geschah vorgestern durch ein Gedicht in Knüttelversen, das ich überschrieben habe: „Abschied von der Zeit, als Epilog“¹⁾. So wünschte ich es nämlich in mein neuestes Werkchen aufgenommen. Ich las es denselben Tag bei Engelhardt vor noch ein paar anderen jungen Leuten vor, wo es guten Effekt machte.

27. Februar 1822.

Ich bin bereits im dritten Band meiner Abschrift, den ich am Anfang der künftigen Woche zu vollenden denke. Er geht bis zum Buchstaben Fe. Die zwei ersten Bände, elegant in Saffian gebunden, brachte ich vor einigen Tagen zu Schelling, der eine große Freude darüber bezeugte.

Einige Störung in meinen Studien veranlaßte der Lärm und Aufruhr in der Stadt, der diese Tage über stattfand, wozu ein Streit der Studenten mit den Bürgern oder vielmehr mit den Handwerksburschen und dem Pöbel Gelegenheit gab, der bald in derbe Thätlichkeiten ausbrach. Er begann Sonntag und wurde Montag fortgesetzt, so daß man eine Eskadron Chevauxlegers aus Nürnberg mußte kommen lassen, und gestern, als diese noch nicht hinreichte, auch Infanterie. Schon vorgestern verließen die Studenten die Stadt in Masse, und gestern fuhren die noch zurückgebliebenen theils nach Nürnberg und Fürth, theils anderwärts. Doch werden sie wahrscheinlich bald zurückkommen²⁾.

13. März 1822. Erlangen.

Chevorgestern habe ich eine interessante Bekanntschaft gemacht. Es ist ein junger Chemiker aus Darmstadt, und heißt Justus Liebig, derselbe Student, den ich vor einiger Zeit einmal bei Kastner antraf. Schon früher hatte mir ihn Bülow als Kastners Liebling charakterisirt, wie er denn auch, besonders in der Chemie, sehr gediegene Kenntnisse hat. Mehr davon.

¹⁾ Epilog zu den „Vermischten Schriften“. R. I, S. 488 ff.

²⁾ Vgl. das Nähere über den „Altdorfer Auszug“ bei Reuter a. a. D. S. 125 ff.

Die Studenten im allgemeinen sind schon den Fünften dieses in mehr als neunzig Chaisen hier wieder eingezogen, die Garnison wird aber hier bleiben.

17. März 1822.

Nach Tische im „Balsisch“, wo die ersten Tage viele Studenten hinkamen, weil dies Haus vorher lange im Verruf war, sprach ich Liebig zuerst. Ich fragte nach Kastner, und die Unterredung ging auf naturwissenschaftliche Gegenstände über, wobei auf mancherlei Exkursionen und Ferienreisen Rücksicht genommen wurde und was sich sonst noch darauf beziehen konnte. Liebig zeigte sich in allem klar, bestimmt und solide. Wir machten später noch einen Spaziergang, und nachdem ich ihm meine Wohnung gezeigt hatte, führte er mich in die seinige, wo wir den Abend zusammen zubrachten. Hier lernte ich ihn nun auch von seite seines Herzens kennen. Er zeigte sich sehr offenherzig, vertraute mir manche Lebensverhältnisse, auch die Geschichte seiner chemischen Bildung, die mir sehr merkwürdig schien, und gab mir Beweise einer so plötzlichen und entschiedenen Zuneigung, daß ich wirklich darüber in eine Art von Erstaunen geriet. So viele Liebe hatte mir noch niemand, am wenigsten nach einer so kurzen Bekanntschaft, bewiesen. Ich konnte mich nicht der Worte aus Goethes „*Diwan*“ erwehren:

Unmöglich scheint immer die Rose,
Unbegreiflich die Nachtigall ¹⁾.

Aber ich konnte zugleich abnehmen, daß je näher sich zwei Menschen kommen, je mehr sie ihr innerstes Wesen voreinander zu entfalten suchen, nur um so rätselhafter werden sie einander; und nur einer oberflächlichen Ansicht kann es einleuchten, daß zwei Menschen sich verstehen können.

Uebrigens, da die Ferien schon angefangen, wird Liebig nur noch wenige Tage hier bleiben, und auch nicht wieder hierher zurückkehren. Um so mehr, als er bei dem letzten Aufstande manchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt war, wiewohl er sich keiner Schuld bewußt war und der Landsmannschaft der Rheinländer angehört, die ohnedies hier für die gebildete Partei gilt. Es wurde in seiner Abwesenheit sein Kuhl aufgebrochen, und der Versuch gemacht, sich seiner Papiere zu bemächtigen.

21. März 1822.

Nicht mehr also als zehn Tage waren uns vergönnt zu gegenseitig glücklicher leichter Mitteilung von Munde zu Mund; und auch diese

¹⁾ Buch Suleika, VIII.

konnten nicht ungestört genossen werden, zum Teil wegen der Verhältnisse, in denen Liebig die letzte Zeit hier leben mußte, und denen auszuweichen durch eine schnelle Abreise er von mehreren Seiten gewarnt wurde. Vorgestern abend brachten wir noch eine herrliche Stunde zusammen hin, besonders, da ein kleines Mißverhältnis, an welchem ich ganz allein schuld war, vorherging. Wir versprachen uns oft zu schreiben, und so bald als möglich sollte ich ihn in Darmstadt aufsuchen.

Ohne eine solche Milderung des Gefühls der Trennung würde überhaupt kein Mensch es ertragen können, so sehr das Leben unaufhörlich an Entbehrungen gewöhnt.

Schon an jenem Abende, an dem wir uns beide ganz dem herrlichen Bewußtsein, von ganzer Seele geliebt zu sein, überließen, erfolgte eine Art von Abschied, der aber glücklicherweise noch oft wiederholt werden sollte. Dies geschah schon den folgenden Morgen, als Liebig noch einmal zu mir kam. Ich schenkte ihm ein Exemplar der „Lyrischen Blätter“, und er verlangte durchaus, daß ich ihm einige persische Verse hineinschreiben, und ihm dann eine wörtliche Uebersetzung davon diktieren sollte. Ich wählte folgende aus dem „Bostan“:

نه کتی پس از جنبش آرام یافت
نه سعدی سفر کرد تا کام یافت
دل از نامرادی بفرکت مسوز
۱) شب آستن است ای برادر بروز

die er sehr passend fand. Ich glaubte ihn nicht mehr zu sehen; aber seine Abreise ward retardiert. Ich traf ihn nach Tische auf der Straße. In Dennenlohe, eine Stunde von hier, erwartete ihn und einen anderen Rheinländer, Namens Louis, eine Chaise, die sie, ohne Aufsehen in der Stadt zu machen, nach Nürnberg bringen sollte. In Dennenlohe nahm ich wieder Abschied, doch wurde ich eingeladen, mitzufahren. Ich that's um so mehr, da Jagger in Nürnberg war, den ich abholen sollte; würde

1) Die letzten Zeilen im 6. Buche von Saadis Bostan. Sie lauten in Rückerts Uebersetzung (vgl. die von Bertsch besorgte Ausgabe, S. 203):

„Gand der Erschütterung nicht Ruhe Meer und Land?

Und reiste Sadi nicht, bis fernen Wunsch er fand?

Drum quäle nicht dein Herz, ob dir ein Wunsch versage:

Denn schwanger ist die Nacht, o Bruder, mit dem Tage.“ (P.)

es aber freilich auch ohnedem gethan haben. Bis Buch fuhren noch ein paar Chaisen Studenten mit, die ihre Freunde begleiteten. In Nürnberg stiegen wir ab im „Wilden Mann“, und ich ging sogleich mit Liebig zu einem Kaufmann, bei dem er Kredit hatte und sodann in den „Bayerischen Hof“, um nach Juggen zu fragen, der denselben Abend wieder mit mir zurückfahren sollte. Doch wir begegneten unserer Chaise schon auf dem Heimwege, und ich beschloß also die Nacht über in der Stadt zu bleiben und entging einem abermaligen Abschiede. Der Abend war schön; auf diesem Gange durch die ehrwürdigen Gassen Nürnbergs konnten wir uns noch einmal ganz uns selbst überlassen und freuen, daß wir uns gefunden, verstanden, geliebt und ewig lieben werden. Nie schien mir Liebig edler, zärtlicher und niemals schöner, wiewohl er immer schön ist. Eine schlanke Gestalt, ein freundlicher Ernst in feinen, regelmässigen Gesichtszügen, große braune Augen mit dunklen schattigen Augenbrauen nehmen auf den ersten Blick für ihn ein. Was sagten wir uns, was hofften wir nicht alles! Bis Pfingsten, sodann bis künftigen Herbst wollten wir uns wiedersehen. Künftigen Winter hofften wir beide zusammen in Paris zuzubringen. Liebig denkt seiner chemischen Studien wegen dahin zu gehen, und mir ist es für meine orientalischen beinahe unumgänglich notwendig, wenn ich anders im stande bin, es bei der Regierung durchzusetzen. Ich scheute mich bisher, daran zu denken. So lange vom Vaterlande entfernt und unter Franzosen zu sein, war mir zu betrübt. Allein in Paris würde ich zu Grunde gehen. Aber in Liebig's Gesellschaft, welch ein mannigfacher Gewinn!

Nie fiel es uns ein, wie mir's bei anderen Freunden immer geschah, auf eine feierliche Weise in ein näheres Verhältnis zu treten. Wir haben nie Brüderschaft getrunken; aber das gegenseitige Du fand sich ganz von selbst auf unseren Lippen ein. Wir konnten nicht anders und fühlten immer gleich, was uns gemäß war. Nur eines führe ich an, was mir auch hohe Achtung für Liebig einspökte. Wiewohl er sehr zärtlich ist, wiewohl er mir eingestand, daß er sogar gewaltig eifersüchtig auf mich sein könne, wiewohl wir endlich, wenn wir allein waren, uns nie scheuten, uns zu küssen; niemals habe ich doch in Worten oder Gebärden das geringste an ihm bemerkt, was auf etwas Unreines oder nur im mindesten Unfittliches hingewiesen hätte. Wir haben uns zwar nicht verhehlt, und Liebig machte zuerst die Bemerkung, daß wir vor dem falschen und übeldeutenden Auge der Menschen nicht jene Innigkeit uns zeigen dürfen, die wir, wenn wir allein sind, uns nicht versagen, aber da wir uns nicht weniger achten als lieben, so thun wir uns deshalb in Gesellschaft

keinen Zwang an, und ohne Heuchelei fühlen wir auch hier, was wir uns schuldig find.

Fugger und noch andere Bekannte fanden wir im Theater. Später kamen wir alle in der „Glocke“, einem Goffenhofer Wirtshause, zusammen, wo auch Rittmeister Brackel sich einfand, ein artiger Mann, den ich zufällig schon vor fünfzehn Jahren einmal sah und kennen lernte, seitdem aber nicht mehr traf, bis vor einigen Wochen in Erlangen, wo er längere Zeit blieb und das Exekutionskommando der Kavallerie hatte. Fugger scheint mehr mit ihm liiert. Ich ließ diesen in den „Bayerischen Hof“ gehen und wohnte mit Louis und Liebig im „Wilden Mann“. Des anderen Morgens kamen Fugger und ein anderer Student, der Lust heißt und ein lustiger Bursche ist. Ich machte noch eine kleine Promenade mit Liebig allein in den Straßen, dann kam freilich der letzte bittere Abschied herbei. Wir begleiteten sie noch an den Postwagen und fuhren dann ein paar Stunden später hierher zurück. Möchten uns die Entbehrungen der Gegenwart im kommenden Sommer und Winter reichlich eingebracht werden und wuchern! Möcht' ich endlich, nach so vielen Täuschungen, Glück und Ruhe in dieser Freundschaft finden und ewige Dauer. Durch sie eröffnen sich mir größere Aussichten und Vorahnungen künftiger Werke, die über das Lyrische hinausgreifen. Vor einigen Tagen habe ich eine Glosse an Goethe über vier Verse aus dem „Diwan“ gedichtet, worin auch gegen die neueren platten Anfechtungen der falschen Wanderjahre 2c. angespielt wird ¹⁾.

22. März 1822.

Schon am Siebzehnten vollendete ich meine Abschrift des Hafis, gerade in zwei Monaten. Ich habe die fünf Bändchen nun in eines binden lassen und heute erhalten. Es ist nun ein starker Quartband, sauber geschrieben, in schönem Cassian mit Goldschnitt. Meine jetzige Arbeit wird sein, mir die schönsten unter den Ghafelen und anderen Gedichten in ein Oktavtaschenbuch einzuschreiben, das ich auf Reisen bei mir tragen kann. Es kann hundertundfünfzig bis zweihundert Gedichte enthalten. Zu diesen werde ich mir auch ein Vokabularium der seltenen, besonders arabischen Worte verfertigen. Betitelt habe ich den Auszug:

کلسته ز دیوان حافظ ²⁾

Die Gedichte sollen darin nach den verschiedenen Versmaßen geordnet werden.

¹⁾ R. I, 523 nach der Handschrift.

²⁾ Es heißt: „Ein Blumenstrauß (oder Rosenstrauß) aus dem Diwan des Hafis.“ (P.)

Gelesen habe ich in der letzten Zeit mit Jagger die „Basvilliana“ von Monti¹⁾, sodann den „Trato de Argel“ von Cervantes, und „La Estrella de Sevilla“ von Lope de Vega.

2. April 1822.

Seit Liebig's Abreise war ich oft in einer abgeschlagenen Stimmung, und die Worte aus Goethes Elegien fielen mir aufs Herz:

„Da
Trübe der Himmel und schwer auf meinen Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag —“²⁾.

An meinem Haßis-Auszuge wurde ziemlich fleißig fortgefahren. Mit Jagger, der nun auf einige Tage mit Rittmeister Brackel nach München ging, las ich ein Stück von Lope: „La choza de Cántaro“. Für mich die „Galatea“ von Cervantes, und ein Drama von Calderon: „Dos amantes del Cielo“.

12. April 1822.

Mit Selling gehe ich, besonders seit Jagger weg ist, sehr viel um, und lerne ihn auch immer mehr schätzen. Einigemal lasen wir im Wels griechisch zusammen und fingen die „Elektra“ von Sophokles an. Am Dritten dieses Monats ließ sich Selling taufen und er bat mich, Zeuge davon zu sein. Die Zeremonie war sehr früh, um sechs Uhr des Morgens; außer dem Diakon, der ihn taufte, dem Pfarrer Annon, der die Stelle des abwesenden Paten vertrat, war nur ich und ein anderer Zeuge, der, ein Freund Sellings, aus Nürnberg kam, zugegen, und die Kirche ganz leer. Selling benahm sich ernst und würdig dabei, auch mag es ihm manchen Kampf gekostet haben, da sein Vater, wiewohl sonst ein sehr rechtlicher Jude, ihm mit Fluch und völliger Lossagung gedroht haben soll, im Falle er die christliche Religion annähme. Ich weiß dies nicht von Selling selbst, der hierüber ein völliges Stillschweigen beobachtete, das häufig zur falschen Scham wurde. Sogar den Abend vorher, als er mich einlud, in die Kirche zu kommen, sagte er mir nicht, daß er sich taufen lassen wolle, und wenn ich es nicht hätte vermuten können, so würde ich gezwungen gewesen sein, ihn zu befragen. Er holte mich des Morgens ab, und wir trafen die beiden Geistlichen in der Sakristei der Neustädter Kirche. Der Diakon Blochmann hielt, nachdem wir uns in der Kirche versammelt hatten, eine passende Rede, Selling legte das

¹⁾ Bgl. S. 28, Anmerkung 3. Das Gedicht, nach der Hinrichtung Ludwig XVI. 1793 geschrieben, richtete sich gegen die französische Revolution mit Charakterzeichnungen im Dantesken Stil.

²⁾ Elegie VII.

Glaubensbekenntnis ab, und als die Handlung vorüber war, umarmten wir ihn nach der Reihe und gingen dann auseinander.

Sonst beschäftigt mich mein Auszug. Gestern habe ich den letzten Revisionsbogen meines Werckchens erhalten. Von Brockhaus kam ein Brief, worin er mich bittet, ihm etwas für seine „Urania“ mitzuteilen, doch habe ich eine Abneigung gegen die Almanache und mag nichts hineinliefern.

Vorgestern, gerade ein Monat, nachdem wir uns kennen lernten, kam der erste Brief von Liebig aus Darmstadt¹⁾, den ich sogleich beantwortete. Er schreibt nur wenige, doch recht herzliche Worte. Es ist mir in der That unbegreiflich, daß er mich so liebt, wiewohl ich ihm nicht minder gut bin; doch war ich seit Jahren nur zu sehr gewöhnt, weit mehr zu geben als zu empfangen.

20. April 1822.

Vorgestern war ich mit Fugger, der den Tag vorher zurückgekommen, auf dem Hezzles, den wir von allen Seiten umgingen und so überall der Aussicht in die fruchtbaren Thäler, die durch unzählige blühende Bäume wie mit großen Schneeflocken besät waren, genossen. Der Weg im Thale selbst bis Neunkirchen war nicht minder anmutig. Fast alle Baumarten sind bereits belaubt, und der Himmel legte das reinste Blau auf diesen grünen Teppich. Am selben Tage waren meine „Vermischten Schriften“, die in Bayreuth gedruckt worden, hier angekommen. Gestern morgen erhielt ich die ersten vier Exemplare, und seitdem mehrere. Zwölf sind auf schönes Velin gedruckt, wovon heute eines an Goethe mit der schon erwähnten Glosse, und eines an Rückert abging. Gestern verteilte ich davon an Fugger, Selling und Engelhardt. Eines von den anderen Exemplaren gab ich Goluchowsky, der gleichfalls ein Werk unter der Presse hat. Ich traf ihn über einer Stelle von Platons „Republik“, die von der Vertreibung der Poeten handelt²⁾. Zu Kastner brachte ich heute ebenfalls ein Exemplar und hinterließ es ihm, da er nicht zu Hause war. Unmittelbar darauf traf ich ihn im Lesezimmer der „Harmonie“, wo ich ihm davon sprach und er mir sehr verbindlich dafür dankte.

Das Format des Buchs ist groß Oktav, der Druck etwas klein, aber ziemlich deutlich.

¹⁾ Der Platen-Liebig-Briefwechsel über die Jahre 1822—25 sich erstreckend und neunzehn Briefe Platens und siebzehn von Liebig enthaltend, ist seit 1869 als Geschenk der Familie von Liebig im Besitz der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Jener erste Brief Liebigs indes ist nicht erhalten.

²⁾ I. c. Lib. III, am Anfange.

8. Mai 1822.

Am 1. Mai war ich mit einigen Freunden auf dem Walpurgisberge. Dabei waren Selling, Pfeiffer, Hermann und Leo. Um drei Uhr morgens kamen sie zu mir, um zu frühstücken. Selling, der die Nacht auf meinem Sofa geschlafen hatte, um sogleich bereit zu sein, als Kaffeeverständiger das Frühstück anzuordnen, erfüllte sein Amt zu beinahe einstimmiger Zufriedenheit. Wir traten den schönen Weg über Effeldrich und Kunreuth an, wovon schon mehr in diesen Blättern gesprochen worden. Die Blüten waren größtentheils schon abgefallen, bedeckten aber noch wie Schneeflocken den Boden. Das Gespräch war den ganzen Weg über sehr abwechselnd und aufgeregt, und ich selbst fühlte mich über manches berichtigt. Um acht Uhr kamen wir auf dem Berge an. Er war bereits mit Menschen bedeckt; wir trieben uns viel umher, blieben jedoch immer beisammen. Die Ausichten sind auf allen Seiten stets überraschend und schön. Jagger war von Nürnberg mit Rittmeister Brackel gekommen, wir sahen ihn aber nur ein einziges Mal. Auf dem Rückwege hielten wir uns in Kirchehrenbach und in Baiersdorf auf.

Diese Reise hatte zur Folge, daß ich mich näher an Hermann und Leo angeschlossen, als bisher geschehen war. Hermann ist äußerst schätzbar, ruhig, klar, ohne alle Parteilucht, und wiewohl Mathematiker, sehr empfänglich für Poesie und einer der größten Verehrer Goethes, die ich kennen lernte. Er ist Lehrer am hiesigen Gymnasium. Leo als Hiftbriker ist befangen in die sogenannten altdeutschen Ansichten, und auch sein sonst gesunder Geschmack an Poesie wird dadurch vollkommen vereinselt. Das Nibelungenlied in seiner Formlosigkeit muß ihm notwendig als das höchste Produkt der Kunst erscheinen, und was einer kultivierten Epoche angehört, dünkt ihm maniert zu sein. Gestern hatte ich einen Streit über die römische Litteratur mit ihm, von welcher er bloß Livius anerkennen will, Tacitus sei ein hämischer Kerl, und Virgil, Horaz, Tibull keine Dichter. Leo, der auch sonst viele Sprachkenntnisse besitzt, hat diese Tage nun auch das Persische angefangen, durch mich aufgemuntert und mit einigen Hilfsmitteln versehen.

Am Vierten dies vollendete ich meinen Auszug aus Hafis, den ich nun immer bei mir trage. Er enthält zweihundertdreißig der aller schönsten Gedichte, die mir großen Genuß gewähren.

21. Mai 1822. Poffenheim.

Kommt Zeit, kommt Rat. Ich habe lange versäumt, etwas niederzuschreiben, bis ich endlich wahres Bedürfnis danach empfinde. Auf einer

wiewohl lange gewünschten Reise begriffen, und wieder auf mich selbst gestellt, fühle ich mich doch in einer sehr melancholischen Stimmung, wovon manches Ursache. Zuerst erhielt ich keine Nachrichten von Liebig und weiß nicht, ob ich auf seine Begleitung bei dieser Reise rechnen kann, ja, ob ich ihn sehen werde. Was hierbei noch vorgefallen, werde ich später erzählen. Sodann lebte ich die letzte Zeit in einem angenehmen Müßiggange und ging viel mit Hermann, Leo und Pfeiffer um, was mir vielfach erfreulich war. Fugger hielt sich die letzte Zeit meist in Nürnberg auf, doch mußte ich auch von ihm und seinem Bruder, der von Coburg kam, gestern Abschied nehmen. So wurde ich denn heute morgen durch meine Abreise aus einer zufriedenen Lage gerissen und fand dafür den mir bekannten und äußerst langweiligen Weg hierher, die drückendste Hitze und ein schlechtes Nachtquartier. Wie sehr fehne ich mich aus dieser dumpfen Kammer nach den herrlichen Eichenbäumen des Schießhauses, wo ich meist die Abende hinbrachte. Dazu kommt noch ein geheimer Grund, warum ich Erlangen ungern verließ, der aber nur durch ein paar Hafis'sche Verse kann angedeutet werden:

با دلارام مرا خاطر خوشست
 ۱) کر دلم بك پاره برد آرام را

22. Mai 1822. Würzburg.

Gestern nahm mir der Postmeister das Schreibzeug weg, eben als ich noch manches berichten wollte. Heute verließ ich Pöffenheim beizeiten, und zwei Stunden von hier fand ich eine Chaise mit Bekannten und fuhr vollends hierher. Vorher hatte ich einen Büchsenspanner aus Kitzingen begegnet, der in die Medizin pfuschte und mir eine abscheuliche Krankengeschichte aufdrang.

Wir stiegen im „Aleebaum“ ab, und Selling, der vor einigen Tagen hierher kam, um sein philosophisches Examen zu machen, hatte eine Karte aus seiner Wohnung hergeschickt. Ich suchte ihn also im „Schwan“ auf und brachte ihn hierher, wo wir zusammen zu Mittag aßen. Ich wollte dann zu Dthmar Frank²⁾ gehen, um ihn über die persischen Manuscripte

¹⁾ Hafis, I, 14:

Nur bei jenem Golden find' ich Ruh',
 Der die Ruhe mir geraubt im Nu."

Diese, wie die folgenden Uebersetzungen, nach „Diwan des Hafis“, herausg. v. Rosenzweig-Schwann. Wien 1858 ff. Band I, S. 14.

²⁾ (1770—1840). Ursprünglich Benediktiner in Bang, dann 1802 Professor der Philosophie in Bamberg, ward er 1821 nach Würzburg berufen, wo er jedoch nur

in München zu befragen, fand aber am schwarzen Brett, daß er eben (von Zwei bis Drei) über Sanskrit lese. Ich ging in den bezeichneten Hörsaal, wo sich außer mir nur drei einfanden. Frank beschäftigte sich jedoch gerade mit grammatischen Einzelheiten, die mich nicht interessieren konnten, die Hitze war außerordentlich, sowie meine Müdigkeit, und ich mußte mit der größten Gewalt den Schlaf von mir abwehren. Nach der Vorlesung redete ich Frank an und begleitete ihn vor sein Haus und auch hinein. Eine dicke Frau kam uns entgegen, die seine Haushälterin zu sein schien. Die Zimmer waren noch nicht aufgeräumt, auch schien Frank in Verlegenheit, teils weil er noch nicht zu Mittag gegessen, teils weil er nicht wußte, was er aus mir machen sollte. Ich entfernte mich also gleich, und er ließ im ganzen keinen angenehmen Eindruck bei mir zurück. Doch mag er zu anderer Zeit viel behaglicher sein. Seine Mundart ist bayerisch. An Schlegel in Bonn gab er mir einen Gruß auf.

Abends holte mich Selling ab und wir machten einen Spaziergang zusammen. Was ich selbst gar sehr gewünscht hatte und was mir besonders Pfeiffer eingeredet, nämlich meine Reise bis an den Zuidersee auszudehnen und Amsterdam zu sehen, redete mir Selling wieder aus, da in der That meine Barschaft nicht reicht und ich mich kümmerlich behelfen müßte.

23. Mai 1822. Sessenthal.

Ich habe heute einen starken Marsch gemacht und befinde mich nun in einem Dorfe drei Stunden von Aschaffenburg, in einem vortrefflichen Wirtshause, das mir Kastner rekommandierte, der sich überhaupt äußerst artig gegen mich benahm und mir den letzten Abend noch ein Paket zuschickte, worin er mir einige Routen aufzeichnete und eine bedeutende Anzahl von Empfehlungskarten fast nach allen größeren Orten meiner Reise beilegte. Ich sprach ihn den Tag vor meiner Reise im „Welsgarten“. Die Hitze war heute wieder groß. Bei Langfurt läßt man sich über den Main setzen. Das schöne ehemalige Kloster Löffelstein kannte ich bereits seit meines Aufenthalts in Homburg im Frühling 1819. Dann wurde mir der Weg fremd. Ueber Eßelbach hinaus geht der Speßart an. Hier hatte ich das Unglück, mich auf einen Seitenweg zu verirren. Vergebens suchte ich wieder auf die Straße zurückzukommen. Durch starke Krümmungen schien sie ganz sich von mir abgebogen zu haben. Ich lief unaufhörlich im Galopp der Richtung zu, die ich für die rechte hielt, aber umsonst. Schon hatte ich die größte Hoffnung, diese Nacht im

als Linguist „über die orientalischen und indischen Sprachen“ las. 1826 siedelte er in gleicher Stellung nach München über und starb in Wien

Speffart zu bleiben, als ich zwei Kerls begegnete, die mir sagten, daß ich eine starke Stunde von der Straße entfernt sei. Doch würde ich auf dem Fußpfad, den sie herkämen, ein Dorf erreichen, das nur eine Stunde von Heschenthal, wo ich übernachten wollte, entfernt sei. So hatte ich den Vorteil, im ganzen doch keinen Umweg gemacht zu haben und im Schatten gegangen zu sein, die Angst freilich abgerechnet und eine grenzenlose Müdigkeit. Ein zweiter Vorteil war, daß ich wieder Gelegenheit hatte, die schönen Impenetrabilia des Speffarts in seinem Allerheiligsten kennen zu lernen. In einem schmalen Wiesenthale, von einer Quelle durchflossen, in der ich meinen brennenden Durst löschte, traf ich einige Weiber, mit denen ich in das bewußte Dorf ging, das, wenn ich nicht falsch hörte, Weibersbrunn heißt. Es liegt ganz in der Tiefe des Waldes. Auffallend war mir der vorzüglich schöne Menschenschlag und die sanfte Sprache, die sich schon des rheinischen ü statt u bedient, zum Beispiel üm, zü und so weiter. Ich wurde gegen die Straße hingeführt, wo ich denn endlich Heschenthal mit brennenden Fersen erreichte.

24. Mai 1822. Aschaffenburg.

Auf dem kurzen und angenehmen Wege hierher dachte ich mir eine Art Satire aus, gegen den engbrüstig patriotischen Nibelungismus gerichtet, welche ich vielleicht noch ausführen werde. Sie soll betitelt werden: „Homer in Kamtschatka“¹⁾.

Den größten Teil des heutigen Tages brachte ich im „schönen Thal“ zu, wo ich im „Hafis“ las, da ich meinen „Blumenstrauß“²⁾ immer bei mir trage. Außerdem führe ich nur noch ein einziges Duodezbandchen mit mir, das die sechszehn ersten Gesänge der Odyssee, die ich vor den anderen liebe, enthält.

Gegen Abend besuchte mich Joseph Fugger, den ich vorher nicht angetroffen. Er hat sich indes verheiratet und hat schon zwei Kinder. Wir gingen zusammen auf der Brücke spazieren. Die Hoffnung, Siebig hier zu finden, den ich hierher beschieden hatte, mich abzuholen, täuschte mich.

27. Mai 1822. Darmstadt.

Reisefakta lassen sich leicht her erzählen, aber die Fakta des Gemüts mit allen ihren Launen und Abweichungen sind nicht so leicht erzählt, wenn man sich nicht in das Unendliche verlieren will. Deshalb nur im allgemeinen, was zwischen Siebig und mir vorgefallen.

¹⁾ Nicht ausgeführt oder nicht erhalten.

²⁾ Siehe S. 515.

In seinem zweiten Briefe¹⁾ beklagte er sich, wiewohl mit Unrecht, über die Kälte meines ersten und ging darin so weit, sich als Gottwalt und mich selbst als Graf Klothar in den Flegeljahren darzustellen. In meiner Antwort, der ich ein Exemplar der „Vermischten Schriften“ beilegte, las ich ihm hierüber derb den Text, wonach er zu Kreuze kroch, und um mir Aufschluß zu geben über sein räthselhaftes Bezeigen im Anfange unserer Bekanntschaft, welches seiner damaligen Stimmung angemessen war, schrieb er mir eine Geschichte, von der ich nichts wußte, wiewohl sie in Erlangen längst zum Stadtgespräch geworden war. Sie betraf Liebig's Verhältnis zu der Frau eines anderen Studenten aus Karlsruhe Namens Geyer. So wie nun Liebig die Sache erzählt, war er so viel als unschuldig. Er sagt, daß jene Frau, die sehr jung und ziemlich hübsch ist, bis zur Raserei in ihn verliebt gewesen sei, ihm auf eine leidenschaftliche Weise ihre Liebe erklärt habe; er habe sie jedoch zurückgewiesen und sich nie mehr als einen Kuß erlaubt. Gleichwohl da er damals die geile Kofette noch auf keine Weise durchschaut hätte, so hätte er die Komödie, die sie spielte, für bare Münze genommen, und da sie sich den Tod androhte, wenn er aus dem Hause wegbliebe, so hätte er sie ferner besucht. Aber einmal sei ihr Mann dazugekommen. Sie in Verzweiflung habe das Licht ausgelöscht und die Thür verschlossen, doch als ihr Mann sie mit Gewalt sprengen wollen und die Hausleute herbeigerufen, habe Liebig sie selbst aufgemacht. Was nun vorgefallen, begreift sich. Geyer drang auf Scheidung. Die Frau verwundete oder rißte sich vielmehr theatralisch mit einem Dolch. Liebig sagt, daß er ihren Mann von seiner Unschuld überzeugt habe, und dieser allen Schimpf zurückgenommen. In der Stadt wurde nun freilich die Sache mit ganz anderen Umständen und Nebenumständen erzählt. Nur eine Anekdote davon ist charakteristisch und scheint nicht erdichtet zu sein. Liebig führte Geyer in sein Kommershaus; plötzlich aber stand er auf mit dem Vorgeben, er habe seine Pfeife in Geyers Hause liegen lassen und gehe sie zu holen. Liebig hatte die Eigenheit, nie mehr als eine Pfeife besitzen zu wollen, was Geyer wußte; als jener nun aber zur Thüre hinausging, sah Geyer, daß ihm die Pfeifenquasten zur Tasche heraushingen. Dies machte ihn stutzen, er schlich ihm nach und findet ihn bei seiner Frau. Diese Anekdote wagt Liebig nicht gänzlich abzuleugnen, doch sagt er, daß die Pfeife wirklich bei Geyer gelegen hätte. Auf den Grund läßt sich in dieser Sache nie ganz kommen, doch verdient Liebig Glauben. Er gesteht jedoch ein, daß er

¹⁾ Brief datiert: Darmstadt 15. IV. 1822.

auch nach jenem Vorfalle Geyers Frau noch im geheimen gesprochen habe, besonders durch Vermittelung eines kupplerischen Weibes, die bei Liebig's zweitem Besuche ihm zu verstehen gab, daß die Geyerin zu unvorsichtig gehandelt habe, und daß sie selbst hingegen es weit versteckter vor ihrem Manne würde getrieben haben, und daß sie bereit sei, die Stelle der Geyerin bei ihm zu vertreten. Liebig schmiß in Wut Stühle und Tische um und eilte hinaus.

Als ich hier ankam, schickte ich sogleich zu Liebig. Er ließ mir aber sagen, daß ich womöglich hinkommen möchte, da er gerade mit einer chemischen Arbeit beschäftigt sei, die er nicht unterbrechen könne, und auf die ein anderer warte. Ich ging hin und fand einen Offizier bei ihm. Später gingen wir zusammen aus, und es fehlte nicht an Aufregungen, die eine gereizte Stimmung herbeiführten. Besonders verdroß mich's, daß er mir in seinen Briefen nicht gemeldet hatte, daß er, jener Erlanger Studentengeschichte wegen, Stadtarrest habe, da er mir überdies versprochen hatte, mich auf meiner Rheinreise zu begleiten. Daraus konnte nun nichts werden. In Hoffnung auf seine Gesellschaft hatte ich in ungünstigen Geldumständen diese Reise unternommen, von der mir die Klugheit abgeraten und sah mich nun getäuscht. Mancherlei kam noch hinzu, ich gab ihm spitzige Reden, die er in vollem Maß erwiderte. Wir standen schon auf dem Punkte, uns zu trennen, doch durch die äußerste Nachgiebigkeit habe ich meinen Starrsinn noch besiegt, so daß er endlich gestand, er verdiene meine Liebe gar nicht, er hätte mich unendlich verkannt, und ich möchte ihm, wenn es möglich, verzeihen. Gestern ging es im ganzen nicht viel besser. Liebig ist schrankenlos empfindlich, und es kostet ihm nichts, von der weichsten Stimmung in eine steinerne Härte überzugehen. Des Morgens, es war Pfingstsonntag, waren wir in der Hofkirche, wovon ich einen sehr angenehmen Eindruck mit zurückbrachte. Besonders hatte der schöne Ton der dortigen Orgel mich innerlich angesprochen. Nachmittags führte mich Liebig in die sogenannte Fasanerie, wo wir Wein mit Mineralwasser und Zucker tranken. Anfangs ging es sehr gut. Wir empfanden alles, was das Bewußtsein, geliebt zu werden, mit sich bringt, und was der Uebereinstimmung zweier Gemüther jenen unbeschreiblichen Reiz giebt:

1) چه دانستم که این دریا چه موج بیکران دارد

1)

„Ich wußte nicht, daß gar so blutig
Die Wellen dieses Meeres seien.“ Haßis I, 380.

Alles löste sich bald in den alten Groll auf, und erst hier auf meiner Stube konnte ich ihn wieder ein bißchen zur Vernunft bringen, indem ich ihm vorstellte, daß es keine Einigkeit ohne Entzweiung geben könne, und daß niemals zwei Menschen würden leben können, wenn sie jede Mißthelligkeit so hoch aufnehmen wollten, da das Leben nun einmal aus Zwist und Frieden gemischt sei.

Was mir in allen diesen Tagen „Hafis“ für herrliche Dienste leistet, kann ich kaum beschreiben.

29. Mai 1822. Frankfurt.

Den vorgestrigen Tag brachte ich noch mit Liebig zu. Nach Tische führte er mich in seinen Garten, wo sich noch ein Student und ein Offizier, Hauptmann Heil, einfanden, und wo Kaffee und Wein getrunken wurden. Im ganzen hatte ich hier Langeweile. Wir gingen von da in die Oper. Es war eine französische, „Rotkäppchen“ von Boieldieu, doch immer interessant auf einem Theater wie das darmstädtische. Die Bauart ist heiter und elegant und ganz ohne Kleinlichkeit. Die großherzogliche Familie war zugegen. Später begleitete mich Liebig noch zu mir, und wir gingen dann noch in den Straßen auf und nieder, die in der Neustadt sehr breit und freundlich sind. Liebig war sehr melancholisch, und ich mußte ihn trösten. Der Schmerz, mit mir diese Reise nicht machen zu können, drückte ihn sehr, aber mich nicht minder; denn ich wüßte mir in der That keine schönere Lage in der Welt zu denken, als mit ihm zu reisen. Doch will er mir, wenn sein Stadtarrest sollte gehoben werden, bei meiner Rückkehr bis Mainz entgegen gehen, um dort noch ein paar fröhliche Tage zu feiern. „Alle meine Not,“ sagte er, „will ich dort vergessen, von allem abstrahieren, nur von dir nicht!“ Ich zweifle aber, daß uns auch nur dies vom Schicksale vergönnt sein wird.

Mit Gesellschaft fuhr ich gestern morgens hierher. Von außen ist Frankfurt sehr schön, von innen eng, finster, mit hölzernen Häusern und jedes Haus ein Kaufladen. Doktor Böhmer¹⁾ traf ich nicht an, er ist eben auf einer Rheinreise begriffen. Bei Garniers, wo ich gegen Abend hinging, wurde ich auf das freundschaftlichste empfangen. Den älteren Sohn wie die ältere Tochter fand ich im Hause. Die jüngere ist seit sechs Wochen an den oldenburgischen Gesandten verheiratet. Man lud mich sogleich ein, mit nach dem Jägerhause im nahen ehemaligen Reichswald zu fahren, wo gestern am Pfingstdienstag ein Volksfest der Frankfurter statt hatte. Es waren wirklich eine große Menge Menschen aller Art und

¹⁾ Vgl. S. 465, Anmerkung ²⁾.

unzählige Wagen auf allen Wegen verstreut. Wir fuhren hindurch, ohne jedoch auszustiegen. Der Weg geht über die Mainbrücke nach Sachsenhausen und begreift den größten Teil des Frankfurter Gebiets. Zurückgekehrt, führte mich Herr v. Harnier noch durch die Anlagen um die Stadt, die allerdings köstlich sind, mit den schönsten und seltensten Blumen und Blüten zu allen Jahreszeiten besetzt. Ich aß mit ihm und seinem Sohne zu Nacht, da die beiden Frauen zu Gast gebeten waren. Als sie wieder kamen, nahm ich Abschied. Nur mit der größten Mühe konnte ich loskommen, um heute wieder abzureisen. Wenigstens mußte ich versprechen, auf der Rückreise Frankfurt wieder zu besuchen, mich länger aufzuhalten und bei ihnen zu wohnen. Auf dieser Reise beschränkt mich nun freilich nichts als das Verlangen, den schönen Freund bald wieder zu sehen, aber dies ist eine schöne Beschränkung.

In einen Buchladen ging ich gestern zufällig und kaufte Byrons „Cain“¹⁾ und die „Cooke's edition“ der Shakespeareschen Gedichte²⁾. Man findet darin die Sonette vollständig und in der ursprünglichen, sinnvollen Ordnung, die spätere Ausgaben verhunzt haben. Nach Tische ging ich mit einem Fremden, den ich an der Tafel traf, in der Stadt umher und besah unter anderem den „Römer“.

1. Juni 1822. Cöln.

Zuerst von hier, von Cöln, da es mich doch auf meiner Reise am meisten anzog, wiewohl ich den Dom noch nicht gesehen, den ich erst heute nachmittag besuchen werde. Die Größe und Verworrenheit dieser Stadt zu bezeichnen, dient zu sagen, daß ich diesen ganzen Morgen, nachdem ich an Liebig geschrieben hatte, mit einem Lohnbedienten herumging, Kirchen und anderes Sehenswürdiges besuchte, gleichwohl den Dom, das Hauptgebäude derselben, noch mit keinem Blicke gesehen habe.

Den Herrn v. Harthausen, an den ich empfohlen war, traf ich nicht. Sankt Severinkirche war verschlossen, doch der mit gotisch verzierten Arkaden umzäunte Kirchhof, nun eine Bleiche, ist eigentümlich. Auch andere Kirchhöfe haben ein ähnliches Aussehen. Sie sind nun meist zu Gärten verwandelt. Auch sonst liegen eine Unzahl Gärten innerhalb der Stadtmauer und Straßen. Von den dreihundertfünfundsechzig Kirchen, die man sonst zählte, sind nun freilich sehr viele demoliert, wodurch jedoch viel freie Plätze entstanden. Lauter enge Gassen, Bauart größtenteils eng und abscheulich, aber doch sehr mannigfaltig. Steinkohlengeruch auf den

¹⁾ Ein Jahr zuvor erschienen.

²⁾ London 1797.

Straßen, da hier kein Holz gebrannt wird. Das Pflaster von den sogenannten Unfelsteinen, ein metallisches Fossil, das zäh ist wie Eisen, und schwärzlich. Die Börse modern in der Mitte des Heumarkts, das Rathaus sehr alt mit einem gotischen Turme. Die Kirche „Maria am Kapitol“ ganz im Kreuz gebaut, mit schönen Glasmalereien, bloß durch Befleckung der Säulen verunziert. Es war eben Leichengottesdienst, und der Katafalk stand in der Mitte der Kirche, alles schwarz gekleidet. Die Peterskirche im einfachen alten Stil mit hohen Bogen und vielen Glasmalereien. Da eben Messe gehalten wurde, mußten wir bis zum Ende derselben warten, ehe man uns das Bild von Rubens, die Kreuzigung Petri, zeigte, da gewöhnlich nur die Kopie der Rehrseite sichtbar ist. Er hat es dieser Kirche zum Geschenk gemacht, in der er getauft wurde. So viel ich von Rubens gesehen, habe ich doch noch zu wenig Sinn für ihn, um unmittelbar davon angesprochen zu werden. Er wirkt bloß negativ auf mich, indem ich nichts finde, was mir unnatürlich scheint.

3. Juni 1822. Bonn.

Ich sah den Dom von Cöln, das heißt, ich sah das Größte, was der deutsche Geist zu denken wagte, aber was auszuführen ihm auch nicht zur Hälfte vergönnt war. Noch ragt der Kranen auf der Höhe des begonnenen Turms, aber über das Grab des Baumeisters, der jene Steinmassen hinaufwinden ließ, gingen Jahrhunderte. Rosenbüsche blühen auf den Ruinen, sonst möchte man glauben, erst gestern hätte die Maurergilde ihr frisches Werk verlassen, so sehr trogend aller Zeit stehen diese Steinkolosse vor unseren Augen. Die ungeheuren Hallen sind nicht gewölbt, nur das Chor ist vollendet.

Nun bin ich hier, auf dem Sprunge abzureisen, nur einen Tag hier gewesen, wo Menschen und Bücher mich ein Jahr würden festhalten können oder vielmehr ein Leben.

4. Juni 1822. Ems.

Ich werde etwas von der Main- und Rheinreise nachholen. Frankfurt verließ ich den 29. Mai und fand auf dem Marktschiffe niemand, der mich hätte interessieren können, einen, wie es schien, Studenten ausgenommen, der sich nun schon fünf Vierteljahre auf der Reise befand, einen Teil Italiens, Frankreichs, die Schweiz und Deutschland gesehen hatte. Sonst zwar konnte ich keinen Berührungspunkt mit ihm finden. Wahrscheinlich ist er Mediziner gewesen. Die Fahrt auf dem Main hat im ganzen nur wenig Anmutiges. In Höchst, einem hübschen nassauischen Städtchen, wo man zu Mittag aß, gesellte sich eine Bande

österreichischer Hoboisten zu uns, die während den Feiertagen sich anderwärts Geld verdient hatten und die uns nun angenehm unterhielten. Es waren Böhmen und Ungarn. Eine schöne Wasserfläche entsteht, wo der Main in den Rhein fällt. Mainz bietet einen traurigen Anblick dar. Alles ist in Verfall, viele schöne Kirchen liegen als Schutt auf den Straßen. Der Dom ist großartig und scheint aus einer sehr alten Zeit zu stammen. Ich fand Lüder nicht, was mir sehr leid war, er war eben auf einer kleinen Reise begriffen. Deshalb fuhr ich auch gleich den folgenden Tag mit der Wasserbiligence um sechs Uhr des Morgens ab.

Die Rheinufer haben viele Aehnlichkeit mit denen der Donau, wiewohl ich die letztere vorziehen würde. Bingen, St. Goar, Koblenz liegen ausnehmend schön. Auf der einen Seite sieht man meist Weinberge, auf der anderen Laubwälder die Hügel hinauf. Sehr häufig sind ihre Gipfel mit alten Burgen bekrönt. Die Hitze jedoch auf dem Verdeck war außerordentlich groß. In Koblenz, wo übernachtet wurde, kamen wir spät erst an. Den folgenden Tag machte die Luft, die sich erhob, wiewohl uns entgegen, die Fahrt angenehmer. Die Siebenberge mit dem Drachenfels zeigen sich in immer neuen Prospekten. In Bonn wurde nur eine Viertelstunde angehalten, ich benutzte die Zeit, um einen Augenblick lange die Aussicht von der Terrasse des Schloßgartens zu genießen, deren Goethe in „Kunst und Altertum“ Erwähnung thut¹⁾.

Die Reisegesellschaft bestand unter anderen aus einigen Russen, drei Engländern, zwei badiſchen Offizieren, Kaufleuten, einigen Frauenzimmern und ſo weiter. Im ganzen zog mich niemand von ihnen an. Erst am letzten Abend kam ich mit dem einen der Engländer in ein Gespräch über Shakespeare, das, ſo gut es ging, englisch geführt wurde. Ich hatte Shakespeares „Sonetten“ bei mir, die er aber, wie die meisten seiner Landsleute, nicht kannte. Er war Arzt, und sonst gebildet und gefällig, allein über Shakespeare hatte er nur die gewöhnlichen Ansichten, daß man viele Menschenkenntnis aus ihm schöpfen könne und ſo weiter.

In Cöln wohnte ich im „Wiener Hof“. Außer den erwähnten sah ich noch einige andere Kirchen, zum Beispiel die zu St. Gereon, die älteste in Cöln. Sie ist, wie noch eine andere am Rhein, aus Tuffsteinen erbaut, inwendig sehr bunt bemalt, aber doch dem Auge wohlgefällig. Einen großen Schatz verwahrt noch der Dom in der Madonna von Kalf. Auf der äußeren Wand des Bildes zeigt sich eine Mariä Verkündigung, nach der alten einfachen Darstellung der altspanischen Romanzen, die

¹⁾ M. a. D., Band I, S. 35 ff.

mir immer dabei einfallen. Maria liegt knieend an einem Pulte und weist bescheiden mit der Hand die Ehre des Himmels zurück. Der Himmel öffnet sich aber erst, wenn man die äußere Wand zurückschlägt. Es zeigt sich nun ein dreifaches Gemälde. In der Mitte die drei Könige, zur Rechten Gereon mit der Kreuzfahne und seinen Rittern, zur Linken die heilige Ursula mit einem Teil ihrer Jungfrauen. Sie schlägt die Augen nieder und lächelt, man sollte meinen, sogar schalkisch, doch die Reinheit ihrer Züge verwischt diesen Ausdruck wieder und es entsteht eine unerklärliche Mischung auf ihrem frommen Gesicht. Die Klarheit aller weiblichen Angesichter ist unbeschreiblich, wiewohl die Madonna selbst, von allen Weiberschwächen allein frei, sich am reinsten zeigt. Man wünschte nichts, als daß sie die Augen aufschlüge.

Ems ist eine eigene kleine Welt und gewährt, wenn man vom großen, städtebebauten Rhein hinüberkommt, eine schöne Beschränkung. Das enge Thal, von hohen Bergen umschlossen, die theils mit Wein und Laubholz bewachsen, theils in malerische Felsen gezackt sind; die dunkelgrüne Lahn mit einer kleinen Schiffbrücke, ihre schmalen Ufer mit Kurgebäuden, Gärten, Alleen geschmückt, die hohen Pappeln gegen Nassau hin, die blühenden Linden, die ihren Duft unter meinem Fenster ausgießen, die warmen Heilquellen endlich, die eine bunte Menge hierher locken — alles das bringt einen gefälligen Eindruck hervor. Ich ging diesen Abend am linken, einsamen Ufer spazieren und las Shakespeares „Sonetten“, während vom rechten Ufer eine frohe Musik herüberkam und die Berse begleitete. —

Gestern abend ging ich noch um dieselbe Zeit am rechten Rheinufer bis Ehrenbreitstein, wo ich übernachtete und woher ich diesen Morgen zu Fuße kam. Den Tag über ließ sich, der großen Hitze wegen, nichts thun.

9. Juni 1822. Mainz.

Ich bin hier seit Sechsten dieses, wo ich morgens von Wiesbaden herüberging. Ich wohne hier bei Lüder, der mich auf das freundlichste empfing, und nun bringe ich hier einige Tage auf die bequemste und angenehmste Weise hin, höchstens durch einige Zwistigkeiten unterbrochen, welche daraus entstehen, daß Lüder sehr den französischen Philosophen, besonders dem Helvetius, zugethan ist, was mich oft chotiert. Von Liebig habe ich keine Nachricht. Ich fuhr von Ems weg mit einem Russen, der nach Frankfurt wollte und etwas Deutsch verstand. In Deusen

jedoch, eine Stunde von Ems, gesellte sich noch eine Frankfurterin mit zwei kleinen Mädchen zu uns, die uns sehr genierten.

Die Lage von Nassau ist außerordentlich schön. Man passiert hier die Lahn. Das Thal ist etwas erweitert, und der Fluß schlängelt sich in schönen Krümmungen. Ich hatte einen Empfehlungsbrief an den Minister Herrn von Stein, den ich aber nicht wohl abgeben konnte. In Schwalbach aßen wir zu Mittag und besahen nachher die Anlagen und die Brunnen, deren Geschmack sehr angenehm ist. Die Lage selbst ist kahl. In Wiesbaden stiegen wir in den „Vier Jahreszeiten“ ab, einem Palast von Wirtshaus, und wir besuchten noch des Abends die eleganten Anlagen, schon ziemlich von Gästen belebt. Morgens nahm ich ein Bad und ging hierher.

Die Hitze ist freilich außerordentlich groß, dafür verspricht man sich aber einen ausgesuchten Wein, da die Reben alle schon abgeblüht, und ich hatte noch niemals schlechtes Wetter auf dieser ganzen Reise.

Hier waren wir des Abends zum Teil in Gartenfeld, zum Teil in Zahlbach, wo man die Trümmer einer römischen Wasserleitung und viele römische Grabsteine bemerkt. Im ganzen trägt die Gegend Zeichen der Zerstörung, weit und breit kein Baum, ausgenommen junge Sprößlinge, dabei sind die Festungswerke weitläufig, und man braucht lange, um nur aus der Stadt zu kommen.

10. Juni 1822. Mainz.

Das Schicksal scheint mich immer ohne Verzug des Liebsten und Teuersten berauben zu wollen. Ich hatte eine Ahnung, daß ich Liebig auf dieser Reise nicht mehr sehen würde, und doch schien es so wahrscheinlich. Vor ein paar Tagen schrieb ich ihm, er möchte, wenn er los könnte, mich hier abholen, wo nicht, so würde ich nach Darmstadt kommen. Heute erhalte ich Antwort von einer fremden Hand. Ein Freund Liebig's, Walloth, den ich in Darmstadt kennen lernte, schreibt mir in wenigen Zeilen, Liebig sei abwesend, er selbst habe von ihm den Auftrag, seine Briefe womöglich zu beantworten, Liebig habe mir nach Wiesbaden geschrieben, wo ich seinen Brief finden und wahrscheinlich darin die Ursache seiner Reise. Dies ist alles; Walloth schreibt mir weder wo noch wie Liebig sich befindet, da es ihm doch nur eine Zeile würde gekostet haben. Ich habe nun Auftrag nach Wiesbaden gegeben, werde aber den bewußten Brief, wenn er da ist, höchstens heute abend um acht Uhr erhalten. Diese räthelhafte Begebenheit hat mich sehr perplex gemacht und ich erwarte das Unangenehmste. Das Leben hat mir schon so viel Wer-

mut zu nagen gegeben, daß ich auch diesen noch werde verdauen können. Meine Lieblingsverse sind nun aus dem Horaz:

„Tu semper urges flebilibus modis
Mysten ademptum, nec tibi Vespero
Surgente decedunt amores
Nec rapidum fugiente Solem“¹⁾.

12. Juni 1822. Heidelberg.

Ich bin nun hier, eben hier angekommen, aber vielleicht in einer traurigeren Stimmung als je vorher auf dieser Reise. Ich brachte die letzten Tage noch mit Lüber zu, den ich erst heute morgen verlassen. Vorigen Sonntag fuhrn wir auf dem Rhein nach Biberich, besahen das Schloß, den Garten und gingen zu Fuß den Fluß entlang zurück. Gestern führte er mich durch die sogenannte Rheinallee nach der Hartmühle, und so an mehrere Orte. Im ganzen aber ist die Gegend von Mainz kahl, die Franzosen ließen alle Bäume umhauen. Zu Mittag aß ich mit Lüber im „Römischen Kaiser“, wo sein Oberst und noch einige Personen waren. Gelesen habe ich in Mainz besonders die hundertvierzig ersten Nächte von „Tausend und eine Nacht“ in einer englischen Uebersetzung. Sie haben mich außerordentlich angezogen.

Den Brief aus Wiesbaden erhielt ich noch vorgestern abend²⁾. Liebig schreibt nur ein paar Zeilen, er hätte Darmstadt verlassen müssen, weil jener Prozeß in Erlangen eine schlimme Wendung genommen. Wenn ich ihn nicht in Wiesbaden oder Mainz fände, so würde ich ihn in Heidelberg da und da erfragen können. Heute fuhr ich von Mainz ab. Lüber begleitete mich bis Rierstein³⁾. In Worms sah ich den Dom, der hell und großartig gebaut ist, die Altäre und anderen Verzierungen jedoch verraten die größte Armut, da die Kirche von den Franzosen ganz beraubt worden. Worms ist ein freundliches Städtchen, so wie Frankenthal und Oggersheim, die ich schon kannte. Von Oggersheim ging ich zu Fuß, da der Wagen nach Speyer fuhr. Das bayrische Gebiet verließ ich vor Mannheim an der Rheinbrücke, und dort verließ ich auch den Rhein, den ich so bald nicht mehr sehen werde. Mannheim sah ich wieder nach sieben Jahren, doch hielt ich mich nicht auf. In Heidelberg kam ich an, als es schon dunkel war. Doch kaum war ich abgetreten, so suchte ich

¹⁾ Od. Lib. II, 9, 9.

²⁾ Brief datiert: Pfungstadt 4. VI. 1822.

³⁾ Die Freunde sahen sich nicht wieder. Lüber machte nachmals eine glänzende militärische Carriere und wurde bayerischer Kriegsminister.

das Haus auf, das mir Liebig als das rheinländische Kommerzhaus bezeichnet hatte; ich fand zwar einige Studenten, allein keiner wollte von Liebig's Ankunft und Anwesenheit etwas wissen. So ist auch der letzte Versuch vereitelt, und von dieser Reise, deren Hauptmotiv Liebig's Umgang war, kann ich sagen: Sie hätte nicht unternommen werden sollen.

15. Juni 1822. Heidelberg.

Man kann sich hier leicht gefallen, ich habe ein freundliches Zimmer, die Aussicht auf einer Seite nach dem alten Schlosse, auf der anderen nach dem Markt. Das alte Schloß besuchte ich gleich vorgestern früh. Es ist voll der herrlichsten Partien und bietet unzählige schöne einsame Plätze dar. Von dort aus besuchte ich Professor Umbreit¹⁾, einen jungen Orientalisten, von dem ich in Göttingen gehört hatte. Er nahm mich freundlich auf und sprach viel von meinen Chaselen. Doch hat er sich mehr mit den semitischen Sprachen beschäftigt, da mit dem Persischen auf einer Universität, wo bloß Brodstudien gelten, nichts zu machen ist. Er ist ein großer Verehrer Hammers, mit dem er in Verbindung steht.

Von ihm ging ich zum alten Boß²⁾. Ich wollte zuerst dessen Sohn besuchen, der aber nicht zu Hause war. Der Uebersetzer Homers empfing mich an der Thüre seiner Stube. Ich fand einen großen, sehr hageren Mann, mit etwas verzerrten Zügen. Doch verlor sich der unangenehme Eindruck während des Gesprächs gänzlich, ich fühlte mich im Gegenteil angezogen. In der Sprache hat er die Eigenheit, daß er das S sowohl im Anfange als in der Mitte und am Ende der Worte mit einem auffallend starken Zischlaute ausspricht. Ich sah auch seine Frau. Er spricht sehr gerne und läßt einen nicht viel zu Worte kommen. Anfangs klagte er über die Schlechtigkeit der Zeit in mannigfacher Hinsicht, und dann redete er über Sprachen, wodurch er mir sehr interessant wurde. Ich wäre gerne noch länger geblieben, aber es war nur zu sehr Mittagszeit.

Des Abends holte ich Umbreit zum Spazierengehen ab. Er führte mich nach dem Wolfsbrunnen, einem einsamen Ort mit schönen Baumgruppen, und er zeigte mir die Stelle, wo er zuerst meine Chaselen gelesen habe. Sodann gingen wir aufs Schloß und begegneten unterwegs einem Freund Umbreits, Professor Ullmann³⁾, der aus hiesiger Gegend ist. Ich habe ihn von einer vorteilhaften Seite als großen Verehrer Goethes

¹⁾ Vgl. S. 485.

²⁾ War 1805 einem Ruf nach Heidelberg gefolgt.

³⁾ Karl Ullmann (1796—1865), seit 1821 Professor der Theologie in Heidelberg; nachmals hervorragend auf seinem Gebiete.

kennen gelernt. Ueberhaupt machte ich auf dieser Reise abermals die Bemerkung, wie sehr Goethes ungemeines Verdienst unter den Geistreichen in ganz Deutschland anerkannt ist. Des Nachts aßen wir bei Umbreit, der erst vor kurzem eine junge, hübsche, reiche Frau geheiratet. Ich mußte einige Ghafelen von Hafis vorlesen und übersetzen, und man fand die persische Sprache, wie billig, sehr wohlklingend. Gestern morgen ging ich wieder aufs Schloß, durchstrich die vielen inneren Räume desselben, die alle malerisch bewachsen sind, und las im Hafis. Von Umbreit holte ich mir den sechsten Band der „Fundgruben“ nach Hause. Abends kam Umbreit und später Harnier, der jüngere nämlich, der hier studiert, und den ich zuletzt in Kastel gesehen und nun gestern morgen auf der Straße traf. Wir gingen zusammen aufs Schloß, das Heidelberger Faß zu sehen. Vorher gesellten sich noch zwei Freunde Harniers zu uns, die gebildete Leute schienen, und die wahrscheinlich etwas von mir gelesen hatten und mich sehen wollten. Der eine heißt Herr von Löw, der andere Genth, beide aus Weilburg. Beide schienen sich sehr für Poesie zu interessieren, besonders Genth. Umbreit ging bald nach Hause. Wir anderen gingen vom Schloß nach dem Neckar hinunter, auf dem wir in die Stadt zurückfuhren. Harnier lud mich zum Thee. Es wurde zuerst Musik gemacht, Löw spielte Klavier und Harnier sang. Sodann spielte Löw einiges aus der neuen beliebten Oper „Der Freischütz“. Genth blieb länger da, und wir sprachen noch viel über Goethe, besonders den „Faust“. Es werden hier Vorlesungen über dies Gedicht von Hinrichs¹⁾ gehalten, aber freilich abstrakt genug und im Geiste der Hegelschen Systemerei.

Heute morgen war ich bei Kaufmann Fries, einem Schwager Kastners, an den ich ein Briefchen hatte. Er zeigte mir Zeichnungen aus dem südlichen Deutschland, die sein Sohn [185] gemacht hatte. Dieser war auch in Erlangen gewesen und hatte dort Louis und Liebig abgezeichnet. Die große Anmut von Liebigs Gesicht vergegenwärtigte mir schmerzlich genug dies Bild, das mir der Zufall wies. Gott weiß, ob und wann ich ihn wiedersehen werde! O, warum durften wir nur so gar kurze Zeit beisammen sein? Und warum mußten wir uns auf dieser Reise so sehr verfehlen? Wie glücklich könnte ich eben hier sein, wenn Liebig hier wäre, und wie große Hoffnung hatte ich dazu!

Ich aß heute mit Harnier, Löw, und nach Tische ging ich mit

¹⁾ Herm. Friedr. Hinrichs (1794—1861) seit 1819 Privatdocent in Heidelberg, woselbst er Hegel noch gehört hatte. 1822 wurde er als Professor nach Breslau und zwei Jahre später nach Halle berufen. Seine „Ästhetischen Vorlesungen aus Goethes Faust“ erschienen 1825 im Druck.

Umbreit zu Hofrat Kreuzer¹⁾. Sein Gesicht wird etwas entstellt durch eine rote Perücke, die die Stirne zu sehr bedeckt, doch fühlt' ich mich bald hingezogen. Ich fand einen freundlichen, teilnehmenden und für alles Schöne leicht zu begeisterten Mann.

Abends führte mich Harnier auf den Riesenstein, einer hochgelegenen Felsgruppe, und dann auf der rechten Neckarseite nach der Stiftsmühle, wo wir saure Milch nahmen. Den größten Teil des Rückwegs fuhren wir auf dem Wasser. Ein Gewitter erhob sich und erleuchtete die Stadt. Viele Johannismwürmchen flogen hoch über dem Neckar und in den Feldern.

19. Juni 1822. Heidelberg.

Auch diese Zeit brachte ich sehr angenehm hin und verschob meine Abreise von Tag zu Tag. Chevorgestern fuhr ich mit Harnier und Genth nach Schwezingen, und wir besahen den Garten, den ich seit sieben Jahren nicht mehr betreten hatte, wiewohl meine Vorstellung davon noch ziemlich deutlich war. Genth's Umgang war mir äußerst angenehm, er ist nach langer Zeit wieder der erste Mensch, den ich finde, der sich so recht unmittelbar für Poesie interessiert und mit Geist über Goethe spricht, wiewohl der Kreis seiner Kenntnisse sich nicht weit über die vaterländische Litteratur hinaus erstreckt, da er noch sehr jung ist. Manches muß er sich seiner juristischen Studien wegen versagen. Er war in Bonn und hörte bei Schlegel Litteraturgeschichte und anderes, wovon er mir viel Interessantes mitteilte. Ich habe selbst bisher vergessen, von meinem kurzen Aufenthalte in Bonn etwas zu sagen, was ich nachholen will. Als ich des Morgens mit dem Postwagen von Köln ankam, trat ich im „Cölnischen Hof“ ab und ließ mich sogleich zu A. W. Schlegel führen²⁾. Er bewohnt ein ganzes Haus für sich allein, das sehr elegant eingerichtet. Man führte mich zuerst in die Visitenzimmer zu ebener Erde, doch ließ er mich bald bitten, hinaufzukommen, da er nicht angezogen sei. Ich fand einen Mann von mittlerer Größe, mit edler Stirn und braunen, großen, wiewohl etwas matten Augen. Er scheint überhaupt sehr mild und unsichtig geworden zu sein. Er war so ganz mit seinen Sanskrittypen, die er mir in natura und in Abdruck zeigte, beschäftigt, daß er

¹⁾ Georg Friedrich Kreuzer (1771—1858), der „Symboliker“, welcher die Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen in einem eigentümlich mystischen Sinne auslegte und damit manchen Widerspruch, zum Beispiel den des alten Boß erregte, der eine „Antisymbolik“ (1825) gegen ihn schrieb. Er wirkte seit 1804 als Professor der Philologie in Heidelberg und kehrte nach vorübergehender Thätigkeit in Leyden dorthin wieder zurück.

²⁾ Seit 1818 Professor in Bonn.

nicht leicht auf ein anderes Gespräch zu bringen war. Er zeigte mir alle bisher erschienenen Druckschriften in England und Indien, und seine Lettern erschienen allerdings als die schönsten. Er gab mir das dritte Heft der „Indischen Bibliothek“¹⁾ für Schelling mit. Gegen Goethes „Diwan“ zeigte sich immer noch eine Art Opposition, und er meinte, die Verse könnten besser sein. Er bedauert sehr, kein Persisch zu verstehen, da dies eine bedeutende Lücke in seinen Studien ist. Nun ist er damit beschäftigt, einen Sezer wenigstens notdürftig abzurichten, um etwas Zusammenhängendes drucken zu können. Sein Fleiß ist in der That bewundernswert. Er würde allein durch das, was er für das Indische thut, seinen Namen berühmt machen, wenn dieser nicht schon längst in Europa berühmt wäre. Nachmittags besuchte ich den älteren Welcker²⁾, den bekannten Archäologen, und auch in ihm fand ich einen milden, äußerst interessanten Mann. Es lag ein Roman von Scott auf dem Tische, wodurch das Gespräch auf die neuere englische Litteratur gelenkt wurde. Er gab mir ein Billet mit, um des anderen Morgens vor meiner Abreise noch die Bibliothek, deren Vorstand er ist, besuchen zu können.

Nachher wollte ich Nees aufsuchen, der eine kleine Viertelstunde von Bonn auf dem Schlosse von Poppelsdorf wohnt, wo die naturhistorischen Sammlungen sind. Ich fand nur seine Frau, die ich noch nicht kannte, und seine Kinder. Sie führte mich später in den botanischen Garten hinunter, der schön eingerichtet und die Aussicht auf die Siebengebirge gewährt, da er überdies statt mit einer Mauer mit einem Bache umzäunt ist. Neesens Frau ist mannigfaltig unterrichtet, in den südlichen und auch in den nordischen Sprachen bewandert und mit den großen Dichtern wohl bekannt. Ich brachte den ganzen Nachmittag auf die angenehmste Weise mit ihr hin. Sie bat mich, ihr eine Idee vom Klang der persischen Sprache zu geben, und da ich meinen Hâfis immer bei mir führe, so las ich einige Ghafelen vor und übersezte einiges. Sie fand die Sprache ausnehmend wohlklingend und bat mich, mehreres zu lesen.

20. Juni 1822. Heidelberg.

Ich fahre von Bonn fort. Den folgenden Morgen sehr frühe ging ich abermals nach Poppelsdorf hinaus, um Nees selbst zu sprechen, da ich ihn nicht angetroffen. Er empfing mich recht freundschaftlich, sprach

¹⁾ Indische Bibliothek. Eine Zeitschrift von A. W. v. Schlegel. Bonn 1820—30.

²⁾ Febr. Gottlieb Welcker (1784—1868), der berühmte Altertumsforscher, wirkte seit 1819 an der neuerrichteten rheinischen Universität, für welche er auch der Gründer der Bibliothek und des akademischen Kunstmuseums wurde. Er bekleidete neben seiner Professur das Amt eines Oberbibliothekars.

von meinen Ghajelen und bat mich, daß ich länger bleiben sollte. Dies nicht gethan zu haben, bereue ich nun sehr, denn als ich später Arndt¹⁾ besuchte, der sich ein Haus am Rhein baute, gegenwärtig aber sich bekanntlich in einer sehr inquisitorischen Lage befindet, fand ich auch in ihm einen frohen, herrlichen, kräftigen Mann, der mich sehr anzog und der mich sehr freundlich aufnahm. Er hatte etwas von mir gelesen und sagte, daß er mich dabei immer für einen Hannoveraner gehalten hätte. Als ich von ihm aus noch die Bibliothek besuchte, fand ich auch dort mehr, als vormalig in Göttingen, und was außer Berlin und Wien schwerlich in Deutschland zu finden ist, nämlich eine ganze Reihe persischer Druckfachen aus Indien und England. Wie gerne hätte ich dabei verweilt, aber mein Unstern trieb mich fort, und ich stieg in den Wagen. Dafür war es mir vergönnt, hier in Heidelberg mich aufzuhalten, wo freilich für meine Studien nichts zu finden ist. Von Umbreit entlehnte ich den sechsten und letzten Band der „Fundgruben des Orients“ und Meninskys „Türkische Grammatik“, worin ich auch für das Persische viele Aufklärung finde.

Diese Tage her war ich einmal des Abends mit Ullmann und Umbreit auf dem Schlosse, letzterer lud mich vorgestern mit Harnier zu Tische ein, mit diesem letzteren war ich des Abends in Neuenheim, nachdem wir über den Philosophenweg gegangen waren, wo man Speyer und die Vogesen sehr deutlich sieht. Gestern war ich mit Harnier, Löw und Genth spazieren. Wir hatten einen Band von Goethe mit uns, aus dem das Gedicht „Ilmenau“ gelesen wurde. Harnier und Löw, veranlaßt durch ihren Lehrer, den hiesigen Historiker Schlosser, bildeten die Opposition gegen Goethe.

22. Juni 1822. Heidelberg.

Vorgestern sah ich einen alten Bekannten, Graf Drsch, der mit mir Page war. Er kam mit einer Gesellschaft aus Mannheim, so daß er sich nicht aufhalten konnte und ich ihn bloß auf der Straße sprach. Gestern abend war ich mit Harnier und Genth auf der Stiftsmühle. Heute morgen war Umbreit noch einmal hier, um Abschied zu nehmen, denn ich werde diesen Nachmittag abreisen, den Neckar hinauf. Harnier, Genth und Löw wollen mich bis Hirschhorn begleiten, wo ich übernachten werde.

¹⁾ Ernst Moritz Arndt (1769—1860), ihm war 1820 die Lehrthätigkeit, als politisch verdächtig, untersagt worden, nachdem man ihn 1818 als Professor der Geschichte an die Universität berufen hatte. Arndt blieb in Bonn und ward im Jahre 1840 rehabilitiert.

24. Juni 1822. Mergentheim.

Eine Art von Wohlgefühl empfand ich doch, als ich das schöne Heidelberg vorgestern verließ, ein Wohlgefühl, das mich immer überfällt, so oft ich mich irgendwo aufraffe und mich wieder in der frischen Natur und auf meinen eigenen Beinen befinde. Mir fiel dabei der Vers ein:

„Quis non malarum, quas amor curas habet
Haec inter obliviscitur?“ ¹⁾

Meine drei Begleiter, die mich schon in Heidelberg mit so viel Liebe und Freundlichkeit behandelt hatten, trugen auch viel bei, mich heiter zu stimmen. Genth hatte einen Band von Goethe bei sich, worin häufig gelesen wurde. In Neckargemünd, wo wir uns etwas aufhielten, fuhren wir über den Fluß und gingen am anderen Ufer bis Neckarsteinach, wo wir abermals rasteten und uns die Gegend besahen. Es sind vier alte Burgen dicht bei einander, die ehemals den Herren von Landschaden gehört haben sollen. In der einen ist nun ein Wirtshaus angelegt. Auf einer Stubenthür darin sieht man einen Ritter ziemlich gut skizziert, der ein gekröntes Haupt in der Hand hält, unten die Verse:

„Der Landschad plagte die Bauern aufs Blut,
Sein Sohn, der machte den Schaden gut,
Er hieb einem König den Kopf vom Rumpf,
Er war Kreuzritter und † ist Trumpf.“

Sodann ging's weiter bis Hirschhorn, das auch eine malerische Lage hat. In der „Rose“ richteten wir uns für die Nacht so gut ein als möglich. Wir setzten des Abends noch über den Neckar, um eine nahe alte Kapelle zu besuchen, die aus grauer Zeit stammt und noch allenthalben mit den wohlerhaltenen Wappen derer von Hirschhorn belegt ist. Nur zweimal des Jahres wird darin noch Messe gelesen. Wie belebt mag sie ehemals gewesen sein! Den anderen Morgen, sehr frühzeitig, nahmen wir Abschied, sie gingen den Neckar wieder hinunter und ich hinauf. Mit wahrer Behmut trennte ich mich von diesen guten und vielversprechenden Menschen, die ich im Leben wohl wenig mehr begegnen werde. Ich kam durch Eberbach und Zwingenberg, abermals ein altes Schloß. Der ganze Thalgrund ist sehr schön. Ich verließ ihn bei Neckargerach und ging über den Berg nach Mosbach, wo ich die Hitze abwartete und dann des Abends noch bis Schefflenz ging, ein langweiliger Weg. Doch Mosbach innen und außen ist sehr freundlich. In Schefflenz auf der „Post“ wohnte ich schlecht genug. Ich machte mich heute sehr frühe auf, war bald in Adelsheim, ein Städtchen in einem herrlichen, fruchtbaren, schön be-

¹⁾ Horat. Epod. Lib. II, 37, 38.

wässerten Thalgrund, sodann in Osterburken, wo ich Gelegenheit fand, mit einem fürstlich leiningischen Amtmann, der den Zehent zum Pacht ausbot, bis Borberg zu fahren. Der Weg von dorten bis hierher, wo ich mich wieder in einer behaglichen Wohnung befinde, ist nicht ohne Beschwerlichkeit, aber sehr lieblich. Das Grün überall so frisch und anmutig, die Weinberge so malerisch angelegt an sanften Hügeln, die Felder so fruchtbar, das Gehölz so mannigfach in den Gründen und auf den Anhöhen verstreut.

Auf dem gestrigen Wege nach Eberbach entstand eine kleine Romanze: „Wohl auf, wohl ab den Neckar“ und so weiter¹⁾; ein paar Sonette in Cöln und eine Chafele in Heidelberg sind so ziemlich alles, was Poetisches auf dieser ganzen Reise zu Tage gefördert wurde, ein Sonett in Darmstadt mit eingerechnet.

29. Juni 1822. Ansbach.

Am Fünfundzwanzigsten verließ ich Mergentheim. Der Weg nach Rothenburg ist im Anfange schön und abwechselnd, zwischen anmutigen Weinbergen. Die Lage von Weikersheim, so wie man es von der hölzernen bedeckten Brücke übersteht, ist sehr freundlich. Das Schloß, die Gärten, die Weinberge, die Tauber, die sich still durch sie hin schlängelt, laden zu einem längeren Sommeraufenthalte ein. Bei Laudenbach verläßt man das Tauberthal und geht über die Berge, wo sich jedoch manchmal schöne Eichenwälder und anderes Interessante darbieten. Die Lage von Rothenburg, das auf seiner Höhe von reizenden kleinen Thälern umgeben ist, wird durch das Innere der Stadt selbst verkümmert, die, als alte Reichsstadt mit ungemein hohen Mauern umgeben, durch weitläufige Thorwerke verrammelt, keine Aussicht nach den Umgebungen gewährt. Im Innern zeigt sich zwar ehemaliger Wohlstand, einige herrliche Gebäude, zum Beispiel die Domkirche, dabei bei der Größe und Weitläufigkeit der Stadt ein unaussehliches Pflaster und eine solche Leerheit in den Gassen, daß man in einem ausgestorbenen Herkulanum aus dem Mittelalter herumzuwandeln glauben möchte. Den anderen Morgen fuhr ich mit einem Professor von dort hierher, wo ich mich nun im elterlichen Hause befinde und auch mit Merck schon ein paar Spaziergänge gemacht habe. Aus meines Vaters Bibliothek las ich diese Tage „Schillers Leben“ von Döring²⁾, das wenig Neues enthält, den zweiten Band des Casanova³⁾, der mich mehr anzog als der erste, da überhaupt dieser Mann

¹⁾ Vgl. R. I, 411 ff.

²⁾ Heinrich Döring, Leben Friedrich von Schillers. Weimar 1822.

³⁾ Vgl. S. 507.

als der größte Abenteuerer gelten kann, dessen Denkwürdiges uns aufbehalten worden ist.

11. Juli 1822. Erlangen.

Vorgestern morgen um acht Uhr nahm ich von meinen teuren Eltern Abschied und fuhr hierher. Merck begleitete mich noch eine Strecke. Mit ihm hatte ich die letzten Tage viele Abendspaziergänge gemacht, wobei mir mehr als je Erinnerungen aus meiner Kindheit erwachten; besonders war dies auf dem Kirchhofe der Fall, den ich als Kind sehr häufig besuchte. Der Ansbacher Gottesacker gehört zu den schönsten und geräumigsten, die ich je gesehen habe. Er ist rings mit Gräbern und Erbbegräbnissen umgeben, größtenteils auch noch jetzt kann man durch eiserne Gitter die Särge stehen sehen, was mir als Kind keinen geringen Schauer erweckte. In einer solchen Gruft liegt U^z, der in demselben Jahre starb¹⁾, als ich geboren wurde. Der Totengräber, der diesem Geschäft eine ungewöhnlich lange Zeit vorstand und den ich oft sprach, ist nun auch begraben. Eine Inschrift fiel uns ihrer doppelsinnigen Kühnheit wegen auf: Fui, non sum, estis, non eritis, nemo immortalis.

Auf sonstigen Spaziergängen lernte ich meiner Heimatgegend manchen einsamen Reiz ab. Auch hatte ich Gelegenheit, nach mehreren meiner ehemaligen kleinen Freundinnen zu fragen, die nun in alle Welt verstreut sind. Nur zweier erwähn' ich, um ihre Namen festzuhalten, der Majorin von Monsterberg in Schlesien und des Fräuleins von Nassfeld in Gunzenhausen. Erstere, eine geborene Knebel und Verwandte des alten Majors in Jena, scheint ein günstiges Los gefunden zu haben, die zweite, von blühender Schönheit und sehr angenehmer Bildung, lebt in zwangvollen, traurigen Verhältnissen.

Hier fand ich nicht alles, wie ich wünschte. Die Freunde kommen im ganzen wenig zusammen, und ich sehe beinahe voraus, in einer Zeit allein sein zu müssen, wo ich sehr gern gesellig wäre. Nur Engelhardt ist der alte und mir ein großer Trost.

Der heutige Tag war mir sehr günstig. Ich schrieb mehrere Briefe und schickte drei Pakete mit meinen „Vermischten Schriften“ ab. Eines an Lüder, ein anderes an Umbreit und das dritte an Harnier, Löw und Genth. Ich schrieb hinein:

„Dies Büchlein ma'h'n euch an die Nacht,
Die wir sub rosa zugebracht.“

¹⁾ Am 12. Mai 1796.

Rastnern, den ich schon gestern im Schießhause gesehen hatte, dankte ich heute in seinem Hause für seine gütigen Empfehlungen. Sodann ging ich zu Schelling. Seine Frau ist noch im Bade. Er hat gegen Schlichtegroll sich günstig über mich geäußert; dieser, als er bei Rücklieferung des persischen Manuskripts an das Ministerium berichtet, erwähnte meiner auf eine sehr vorteilhafte Weise. Sodann, was auch Effekt machte, schickte mir Herr von Hammer in Wien durch Schlichtegroll sein letztes Werkchen, „Die Juwelenkette Abul Maanis“¹⁾.

Ich erwähnte bei Schelling, daß ich, wie ich durch einen Brief von Schnizlein weiß, wahrscheinlich keine Urlaubsverlängerung mehr erhalten würde. Er antwortete, daß er sich für mich an den Kronprinzen wenden wolle, damit mir dieser entweder selbst einen Jahrgehalt aussetzen möge, oder bei der Regierung einen auswirke. Hätte ich das bewerkstelligt, so sollte ich meinen Abschied nehmen und nach Paris gehen. Dadurch öffnen sich mir schöne Aussichten. Schon vor meiner Abreise erhielt ich von Bruchmann eine Einladung nach Wien zu kommen, um dort sein Gast zu sein, was auch viele Annehmlichkeiten für mich haben würde, besonders da sich Hammer so meiner annimmt.

Ich fand einen Brief von Doktor Wilhelmi, der mir einen Buchhändler rekommandiert, welcher Verbindungen mit mir wünscht. Das hätte nun freilich etwas früher kommen sollen. Rückert versprach mir für einen Bogen in sein „Frauentaschenbuch“ vier Friedrichsdor, so daß ich nun hoffen kann, auch meine pekuniären Verhältnisse verbessert zu sehen.

Abends war ich bei Schubert, dem ich mehrere Grüße auszurichten hatte, dann auf dem Schießhause, und auf dem Nachhauseweg, als ich zufällig einen Umweg machte, war mir auch eine Art von Glück bereitet:

ترک من خوش می خرامی پیش بالامیرمت²⁾

12. Juli 1822.

Während meines Aufenthalts in Ansbach, las ich auch die drei ersten Bände von „Goethes Leben“ wieder, worin er mir beinahe größer erschien als in irgend einem seiner Werke. Ich lernte daraus, daß ich fünfundzwanzig Jahre meines Lebens verloren habe, und wie soll ich sie einholen?

¹⁾ „d. i. Bruchstücke vom bekannten persischen Dichter,“ ges. und überf. von Joseph von Hammer. Wien 1822.

²⁾ Hafis I, 244:

„Schön bewegst du dich, mein holder Türke,
Sterben will vor deinem Wuch ich hier.“

Ich las auch Racines „Andromaque“ und zwei Stücke von Shakespeare in der Schlegelschen Uebersetzung, die ich viele Jahre nicht mehr in Händen hatte.

Brockhaus hat mich wiederholt um Beiträge in seine „Urania“ ersucht und ich habe ihm heute eine kleine Sammlung von zwölf Sonetten zugesandt.

21. Juli 1822.

Ich habe die Zeit her wenig gearbeitet und ging viel spazieren, von mancher Anruhe umhergetrieben. Die Freunde sah ich fast täglich im Schießhause, und manche lustige Streiche fallen in diese Zeit. So ging lezthm das Gerücht, Selling sei als Lehrer nach Rothenburg bestimmt, und Benjen würde sein Rektor werden. Dies wurde benutzt, und wir machten Selling eine zeremoniöse Aufwartung und Gratulation unter der Firma von Ranzleiverwandten, alle in Festtagskleidern. Ich selbst, ganz schwarz gekleidet in seidenen Hosen und Strümpfen, mit goldenen Schnallen und einen Patenthut unterm Arm, schritt voraus und hielt eine feierliche Anrede, die jedoch nicht ohne Gelächter abging. Wir entfernten uns mit denselben Zeremonien, und Selling mußte uns bis an die Hausthüre begleiten. Später luden wir ihn ein, mit uns in eine Weinschenke zu gehen, wohin sich mehrere gesellten, und wo dann alles zeremoniell vertrunken wurde. Trotz dieser wechselseitigen Aufheiterung fühle ich doch sehr:

مجلس بزم عیش را غالباً مراد نیست
۱) ای دم صبح خوش نفس نافه زلف یارکو

Auch habe ich in der Gesellschaft, in der ich lebe, manches zu dulden, was mich zwar weder reizt noch gerade verstimmt, aber doch manchmal hart zu ertragen ist. So wurden mir gestern die politischen Anforderungen der Zeit, der Geist der Burschenschaft, das Konstitutionswesen und dergleichen mehr nahe ans Herz gelegt und mir zu verstehen gegeben, daß persönliche Freiheit mehr wert sei als Poesie, wenn auch letztere durch die Politik, wie es in England geschehe, zu Grunde gehen müßte, und daß ohnedem lange Zeit nichts Aehnliches wie Goethe ist, zu erwarten sei. Ein Gleiches sagte mir auch früher schon Engelhardt. Und so ist es sehr begreiflich,

¹⁾ Hafis II, 482:

„Es mangelt dem Gelag der Wonne
Der Zibet, der den Wunsch durchdüste:
Wo ist des Freundes Moschuslocke?
O sagt es mir, ihr Morgenlüfte!

daß ein Poet in unserer Zeit nicht aufzukommen im Stande ist, weil man ihm wie ein Medusenschild beständig die Vorgänger vorhält, und weil er keine Teilnahme bei dem nachwachsenden Geschlechte findet, das schon den Gedanken der Entbehrlichkeit aller Kunst ausspricht. Aus diesem Drange kann ich kaum anders entkommen, als entweder aufs neue in meine melancholische Einsamkeit zurückzukehren, oder in ein anderes Asyl zu flüchten, wo allein Heilung so vieler Kränkungen ist,

Wenn sie das Auge nach sich reißt,
Die wandelnde Cypresse!

24. Juli 1822.

Ein Rheinländer, den ich vorgestern kennen lernte, sagte mir, daß Liebig sich in einer sehr traurigen Lage befände. Er ist, jener Untersuchungen wegen, wirklich eingesperrt, das Stipendium, das ihm der Großherzog nach Paris geben wollte, hat er verloren, und da er, in mehrere Widersprüche verwickelt, bei den Verhören auch seine Kameraden kompromittierte, so sind nun auch diese ganz erbittert gegen ihn. Louis ist förmlich relegiert worden.

Noch muß ich mit Chakani ausrufen:

لعل رخا سہنبراسروران کیستی
۱) سنکدلاستمکرا آفت جان کیستی

1. August 1822.

آخر رسدم کہ باز پرسم
۲) کان دلبرماچہ نام دارد

Wie ich Cardenio kennen lernte, ist zum Teil schon gesagt worden. Vergangenen Vierundzwanzigsten sprach ich ihn zum zweitenmal, da wir uns in der Reitschule, wo sich Springer sehen ließen, trafen. Ich begleitete ihn noch bis an sein Kommersshaus. Den zweiten Tag darauf fand ich ihn mit einem Freunde im Wald und ging mit ihnen spazieren. Es wurde von einer Reise nach Streithberg geredet, und ich bot mich an, ihn zu begleiten. Den Fünfundzwanzigsten, morgens nach fünf Uhr, brachen wir

¹⁾ Doppelvers. „D du mit den Rubinenlippen, der Jasminbrust, die (?) du daherscheitest wie eine Cypresse!“ „D du mit einem Herzen von Stein, o Tyrannin, Die du das Unglück bist meiner Seele.“ (P.)

²⁾ Hafis I, 684:

„War es am Ende schicklich,
Daß ich die Frage that,

Was jener Herzensräuber
Für einen Namen hat?“

auf, Cardenio und noch drei seiner Freunde und ich, und erst vorgestern sind wir zurückgekehrt. Es waren genau dieselben Tage, die ich auch vorigen Sommer mit Bülow und Jagger in Streitberg hinbrachte. Auch fiel es mir angenehm auf, daß Cardenio, der hier im Hofmannschen Hause wohnt, zuerst mein sonstiges Zimmer inne hatte, und dann in Bülows sonstiges Zimmer zog.

Das Wetter war sehr schön, und ich besah jene Gegenden mehr als sonst vorher. Ich hatte Shakespeares „Sonette“ bei mir, die mir sehr zu statten kamen. Den ersten Abend gingen wir bloß auf die Burgen und in das nächstgelegene Thal mit dem kleinen Wasserfall. Den folgenden Morgen besuchten wir Muggendorf und zogen dann das Thal hinunter bis Gößweinstein, das wir erstiegen. Eben strömte die Menge aus der großen Wallfahrtskirche; zum Teil von ihr begleitet, ging's den anmutigen Weg ins Thal hinunter gegen Rabenstein, einen der kühnsten Punkte in diesen Felsenthälern, in welche der ungeheure Stein, auf dem das Schloß liegt, sich wie ein langer Fittich hineinstreckt. Ueber eine Bergkapelle, wo wir in der darangebauten Hütte zu trinken verlangten, kamen wir endlich nach Weisfenfeld, einem Städtchen im engen anmutigen Thal der Wiesent. Die Gaststube im Posthause ist mit vielerlei natürlichen Raritäten aus der Umgegend angefüllt, besonders Versteinerungen. Wir aßen zu Mittag und besuchten nachher die Förstershöhle. Ueber das Rabenecker Thal kehrten wir nach Muggendorf und Streitberg zurück. Wenn der Aufenthalt in einer solchen Natur schon dem Einsamen sehr erquickend ist, so war dies um so mehr in Cardenios Gesellschaft der Fall. Soll ich zuerst sein Aeußeres erwähnen, so scheint es, als ob das orientalische Bild der wandelnden Cypresse ganz eigens auf seinen Wuchs erfunden sei. Er ist sehr groß, ohne im mindesten plump oder allzu schlank zu sein:

هر سرو که در چمن بر آید

۱) پیش الف قدت چونون باد

Auf seinen geringelten, braunen Haaren wird ein morgenländischer Spruch zum Kommentar dienen:

„Der Gedanke an die krause
Locke, welche Moschus haucht,

Hat den Vogel des Verstandes
In der Liebe Meer getaucht.“

۱) Hafis I, 14:

„Möge jede der Cypressen,
Die wir auf der Wiese sehen,

Dem Elisa deines Buchses
Als ein Run zur Seite stehn.“

Die Stirne ist sehr edel und in der Mitte gegen die Nase zu sanft gespalten; die Augen mild und dunkelbau; die Nase groß und schön gebaut, der Mund üppig ohne sinnlich zu sein, und dann:

سبز یوشان خطت بر کرد لب
 ۱) همیو موراند کرد سلسیل

Seine Gesichtsfarbe ist bräunlich, seine Stimme sehr sanft und angenehm. Sogar auf einen geschmackvollen Teil seines Anzugs ließe sich ein Hafischer Vers beziehen:

۲) خورشید سایه پرور طرف کلاه نو

Nach diesem Steckbriefe von Liebligkeiten ist es nicht zu verwundern, wenn es ein großer Genuß genannt wird, so schöne Formen beständig vor sich zu sehen und das Auge, das so häufig verletzt wird, an das Edelste zu gewöhnen. Den dritten Tag waren wir des Morgens am Toos auf der Riesenburg, dem Adlerstein, dem Quakenjoch, und aßen dann in Muggendorf. Nach Tiſche wurde die Rosenmüllershöhle besucht, doch da ich sie schon gesehen, ging ich wohl auf den Vorplatz, aber nicht mit hinunter und war früher in Streitberg. Am dreißigsten zurück nach Preßfeld, wo uns zwei der Begleiter verließen und ich mit Cardenio und dem schon erwähnten Freunde allein blieb. Wir gingen das liebliche Thal bis nach Egloffstein hinunter, wo wir ein Mittag-mahl einnahmen, bestiegen sodann das Schloß auf dem schroffen Felsen und wandten uns von da nach Kuhnreuth hin. In Effeldrich tranken wir unter der Linde. Von ihrer Entstehung erzählte uns der Wirt, durch die Tradition mehrerer Jahrhunderte hätte sich erhalten, daß das Pflanzbäumchen durch einen Fuhrmann, um dessen Rad man es zufällig gewickelt fand, nach Effeldrich aus fernen Landen gekommen sei. Denn die Bauern dieser Gegenden sind gewöhnt, ihre Obstbäume bis nach Polen und Rußland zu transportieren. Nun verbreiten sich die Linden-

1) Hafis II, 188:

„Der junge Flaum um deine Lippe
 Gehüllt in grünliches Gewand,
 Ist einer Schar von Aemsen ähnlich
 Rings um des Selsebiles Rand.“

2) Hafis II, 468:

„Und unter dessen schiefer Mütze
 Der Sonnenball im Schatten ruht.“

*wurzeln schon durch das ganze Dorf, und der Baum würde es ganz überschatten, wenn er nicht von Zeit zu Zeit gestutzt würde.

Als wir spät abends hier auf dem Markte Abschied nahmen und uns gute Nacht sagten, hielt Cardenio seine Hand lange in der meinigen, und ich fühlte zum erstenmal deutlich, daß ich ihm wert geworden.

7. August 1822.

„Descubre tu presencia
Y mateme tu vista y hermosura,
Mira que la dolencia
De amor no bien se cura,
Sino con la presencia y figura!“ [186]

Diesen Gesang mußte ich leider anstimmen, und ich kann über meine neuen Verhältnisse nur das Traurigste berichten. Sieben Tage lang, seit unserer Rückkehr, bin ich nicht mehr mit Cardenio zusammengekommen, erst heute begegnete ich ihm auf dem Spaziergange und sprach ein paar Worte mit ihm und erfuhr, daß er in kurzer Zeit Erlangen auf immer verlassen wird. So wird mir seit Jahren das Schöne entzogen, kaum daß ich es erblickt, und nun das Allerschönste am aller schnellsten. Mit Bülow konnte ich kaum ein paar Monate leben, mit Liebig wenige Tage, und Cardenio darf ich noch nicht einmal meinen Freund nennen. Um wie viel glücklicher war Shakespeare, wenn er singt:

„Three April perfumes in three hot Junes burn'd,
Since first I saw you fresh, which yet are green“ etc.¹⁾

Wie ich diesen Winter zubringen soll, weiß ich nicht. Mein Wunsch steht nach Wien, wohin mich Bruchmann eingeladen, allein ich müßte erst hier meine Schulden bezahlen, was mir schwer genug fallen wird. Doch werde ich mein möglichstes versuchen, um mir eine neue Existenz zu bereiten und dieser langsam quälenden Erinnerung zu entgehen.

Manches eigene Gedicht entstand in dieser Zeit; doch da ich bisher eingeführt hatte, diejenigen fremden Verse anzuführen, die meine jedesmalige Lage besonders bezeichneten, so erwähne ich noch folgende spanische Stanze:

„Porque, pues has Magado
Aqueste corazon, no le sanaste?
Y pues me le has robado,
Porque así le dexaste,
Y no tomas el robo que robaste?“ [187]

¹⁾ Sonett CIV.

17. August 1822.

Von Cardenio kann ich nichts mehr sagen. Er weicht mir aus auf alle Weise, und wenn ich ihn höchst selten einmal sehe, so sagt er mir nur ein paar freundliche Worte. Woher diese Veränderung kommt, weiß ich nicht, doch sie schmerzte mich genug.

Um so mehr suche ich nun meinen Plan nach Wien durchzusetzen, und ich hoffe, daß es sich ausführen läßt. Von Brockhaus habe ich noch ein Honorar für meine Sonette¹⁾ zu erwarten, und Rückert hat mir eins von Schrag verschafft, indem ich zwei Bogen für das „Frauentaschenbuch“ 1824²⁾ hergab und im voraus dafür bezahlt wurde. Es war das erste Honorar, was ich erhielt, und betrug 76 Gulden 48 Kreuzer. Dies für meine Schulden. Reisegeld denke ich von meinen Eltern zu erhalten. Von dem Buchhändler Hilscher in Dresden habe ich eine Einladung bekommen, am „Merkur“ mitzuarbeiten, wozu ich gar keine Lust verspüre. Ein Buchhändler in Nürnberg wollte mir gar zumuten, Gesänge in ein Gebetbuch zu machen, die er geradezu bei mir bestellte.

Umbreit hat mir auf meine „Vermischten Schriften“ einen allzu schmeichelhaften Brief geschrieben. Er sagt auch, daß Creuzer besonders damit zufrieden gewesen sei.

19. August 1822.

Ich habe wieder gelernt, wie viel man ertragen kann. Ich war einen Tag lang in Streitberg, besuchte jene Plätze, wo ich mit Cardenio gewesen, von dem ich nun auf immer getrennt bin, und ich habe es verwunden. Ein sonderbares Gefühl bemächtigte sich manchmal meiner, es war mir, als wäre Cardenio in der Nähe, als dürfte ich bloß umblicken, um ihn und seine Freunde zu sehen; aber ich blieb allein.

Auf dem Wege nach Streitberg entstand ein Gedicht in Terzinen³⁾, welches sich an eine früher gedichtete Epistel gewissermaßen anschließt. Beide enthalten manche Neben- oder, wenn man will, Hauptumstände dieser Sache, welche ich hier nicht angegeben. Der Eingang des letzten Gedichtes bezieht sich auf einen unangenehmen Streit, den ich den Abend vorher hatte und der sich auf eine Schellingsche Vorlesung bezog. Denn Schelling hat den Fünfzehnten dies eine Einleitung in die Philosophie zu lesen begonnen, was heute zum drittenmal geschehen wird. Goluchowsky

¹⁾ Vgl. „Urania für 1823“, S. 549—560.

²⁾ Siehe a. a. O., S. 3 und 11. („Der grundlose Brunnen“ und „Choröbus an Rassandra“.)

³⁾ R. I, 508 ff. und 444 ff. Das letztere „An Cardenio“ erschien auch ohne Ueberschrift im „Frauentaschenbuch“ 1825, S. 252.

konnte es nicht mehr abwarten und ist nach Polen zurück. Er hat mir das Buch geschenkt, das er hier herausgab [188].

26. August 1822.

Wenn mich je die Reflexion verführt, mich selbst oder meine Zukunft zu betrachten, so kann ich freilich nichts Erfreuliches sehen und ahnen. Wie immer äußere Umstände mich und meine Studien begünstigen mögen, so kann mein Schicksal doch nur unglücklich sein, auf der einen Seite durch die Art, wie ich mich den Menschen und der gegenwärtigen Zeit entgegengesetzt fühle, auf der anderen Seite, wie ich mich an sie hingezogen fühle, was mich ihnen noch mehr entgegengesetzt. Wie viele Bitterkeit bereitet mir selbst der Umgang mit denen, die ich Freunde nennen darf, und wie oft zeigt sich in den Ansichten über alle Dinge eine unendliche Verschiedenheit, trotzdem daß ich so leicht mich fremden Meinungen hinzugeben fähig bin. Aber nur das zu ertragen, was mich gemein dünkt, empört sich mein ganzes Gemüt.

Das Glück in einem anderen Sinne zu finden, ist mir noch viel unmöglicher. Gerne entsage ich dem Sinnlichen; aber auch dem zu entsagen, was weit darüber steht, scheint mir beinahe zu hart. Ich wünschte ja keine Gemeinschaft des Genusses, nur eine der Entsagung! Nur ein liebendes Herz, an dem ich mich ausweinen könnte. Aber alles steht so schroff gegenüber, und was ich an mich heranzuziehen suche, verhöhnt mich.

29. August 1822.

Vorgestern schloß Schelling sein Kollegium, glänzend wie er es angefangen. Schade nur, daß mein Geist vielleicht nichts mehr ist als Asche, die nichts vermag, als diese flammenden Riesengedanken auszulöschen. Auch dies macht mich meine Kleinheit fühlen. Sonst konnte ich mich in so betäubten Stimmungen durch Poesie befreien, aber welches Gedicht sollte nun entstehen? Als ich vorgestern abend von Engelhardt, mit dem ich mich über Schellings Kollegium besprach, nach Hause ging, begegnete ich Cardenio flüchtig auf der Straße. Wahrscheinlich sah ich ihn zum letztenmal. Dies sind die einzigen köstlichen Momente meines Lebens, in denen es mir vergönnt ist, das Schöne von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

روز کاریست که سودای بتان دین منست

۱) غم این کار نشاط دل نمکین منست

1)

„Lang schon ist's, daß Leidenschaft für Götzen
Mir als Glaube wohnt in stiller Brust.“ Hafis I, 106.

Heute war ich in Nürnberg, wo ich einen massiv goldenen Siegelring abholte, den mir meine Tante Lindensfels zum Geschenk machte und den ich mir lange gewünscht habe. Zugleich besuchte ich Frau von Schaden, die nun in Nürnberg etabliert ist. Ihre älteste Tochter ist gegenwärtig bei ihr, um ihre Niederkunft dort zu halten. Ich sah sie vor einiger Zeit hier auf der Durchreise mit ihrem Gemahl, Herrn Kleinschrod, und habe ihr damals ein sehr schönes Gedicht von Rückert, den sie mit seiner Frau in Rissingen kennen lernten, vorgelesen, die „Griechischen Tageszeiten“¹⁾, auch ein Exemplar meiner „Vermischten Schriften“ geschenkt. Heute hat sie mir meine Lieder, von Fugger komponiert, gespielt und vorgesungen, was mir viele Freude machte. Als ich von Nürnberg zurückkam, fand ich meinen Paß nach Wien. Der Frau von Schaden, die um meine Seele besorgt war, mußte ich die Hand darauf geben, in Wien nicht katholisch zu werden.

2. September 1822.

Unverhofft habe ich heute einen glücklichen Tag gehabt. Um neun Uhr des Morgens begegnete ich Cardenio und ging mit ihm in seine Wohnung, in Bülow's Wohnung. Nur in solcher Gesellschaft wollte ich diese Stube wieder betreten. Bald kamen ein paar Freunde, einer Namens Krüger, der ein schöner, frischer, junger Mann ist, der andere älter, ein geborener Lothringer und Mediziner, der sich viel in der Welt herumgetrieben und dreißig Jahre nicht mehr in seinem Vaterlande gewesen ist. Doch entfernten sich diese späterhin, und nachdem ich Cardenio noch in einen Kaufladen begleitet hatte, wo er einen Wechsel erhob, gingen wir auf dem Altstädter Berge spazieren bis gegen zwölf Uhr. Freilich konnte ich ihm keine oder wenig freundliche Mienen ablocken; doch war ich mit ihm, und das war genug, um vollkommen glücklich zu sein. Gestern wurden mehrere Chafelen gedichtet, deren Gegenstand theils Liebe, theils poetischer Uebermut.

3. September 1822.

Während ich gestern mit Cardenio spazieren ging, war Schelling so gütig, einen Fremden zu mir bringen zu wollen. Es ist ein junger Mann aus Prag, Namens Haas von Dertingen, der meine Bekanntschaft zu machen wünschte, da er einiges von mir gelesen. Wiewohl Jurist, scheint er viel Sinn für allgemeine Wissenschaft und Kunst zu haben. Heute nachmittag hatte uns Schelling eingeladen, und wir gingen auf

¹⁾ „Frauentaschenbuch“ 1823, S. 67 ff.

den Wels, wo auch Kastner, Haake und Bucher waren. Haas hat auch Rückert in Koburg kennen gelernt, der ihm etwas in sein Stammbuch schreiben mußte. Es waren ein paar Verse von Atter mit Uebersetzung, welche letzteren, treu und gelungen, ich behalten habe:

„Oh' du thust Verzicht auf Ehr' und Geld und Gut,
Kommst du nicht aufs Haupt der Welt, als wie der Hut.“

Er bot mir auch sein Stammbuch an, und ich schrieb ihm auch ein paar persische Verse mit metrischer Uebersetzung.

Zu dem, was ich in der letzten Zeit gelesen habe, gehört Byrons „Rain“ und „Harold“, sodann einige Stücke von Aristophanes in der herrlichen Bossischen Uebersetzung ¹⁾.

Cardenio hatte versprochen, mich heute zu besuchen, kam aber nicht, so wie er's mir seit fünf Wochen vergebens versprochen hat. Er bleibt konsequent in seiner Härte und Unfreundlichkeit.

5. September 1822.

Alles wurde heute morgen zu meiner Abreise vorbereitet. Meine Bücher übernahm Engelhardt, meine Mineralien Hermann, andere Habseligkeiten, die ich nicht mit mir nehmen kann, Schelling. Als nun dies alles geschehen war, ging ich nachmittags zum Baden und besuchte jene weidenbepflanzte Wieseninsel noch einmal. Von da zurückgekommen, wollte ich Cardenio lebewohl sagen und wollte ihm noch ein Exemplar meines letzten Werckens schenken. Aber, o Gott, ich erfuhr, daß er diesen Mittag bereits abgereist! Nicht einmal mit ein paar Worten würdigte er mich, von mir Abschied zu nehmen. Was bleibt mir nun anders, als ein unsäglicher Schmerz und die ganze Unerträglichkeit der Existenz. Ich würde beruhigter sein, wenn er mir ein einziges Lebewohl gesagt hätte. Schwerlich werden wir uns jemals wiedersehen. Und wenn auch je, er liebt mich nicht. Die höchste Schönheit, die höchste Milde, die mir je begegnete, begegnete mir so unfreundlich! Und nun ist aller Trost, recht bald über hundert Meilen von ihm entfernt zu sein. Wie soll mir etwas anderes genügen? Muß ich mich wieder hinschleppen und lächeln mit zerissener Seele? O Gott! Nimm ein Leben von mir, das du mir unter fürchterlichen Bedingungen gegeben hast.

¹⁾ Braunschweig 1821.